

# Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VIII. Jahrg.

Düsseldorf, April 1928

Heft 4

## Rückblick und Ausblick.

### Das zweite Geschäftsjahr der Vereinigten Stahlwerke

(1. Oktober 1926 bis 30. September 1927)

Nach dem Bericht des Vorstandes für die Generalversammlung am 28. März 1928.

Vor Jahresfrist erschien an gleicher Stelle die Einleitung zum Jahresbericht der Vereinigten Stahlwerke, die in großen Zügen den Überblick über die Entwicklung dieses nach der Zahl der Beschäftigten größten deutschen industriellen Unternehmens vom Tage der Gründung (14. Januar 1926) bis zum 30. Oktober 1926 gab.

Die nachstehenden, dem zweiten Jahresbericht 1926/27 entnommenen Darlegungen zeigen, daß das mit dem 30. September 1927 abgeschlossene zweite Geschäftsjahr, vom Standpunkte der Produktionsleistung und Produktionssteigerung aus betrachtet, die damals ausgesprochenen Erwartungen und Hoffnungen erfüllt hat. Die Erhöhung der kalenderarbeitstäglichen Förderung der Zechen um 11 %, der arbeitstäglichen Roßerzeugung der Hoheöfen um 34 % (!) gegenüber einer Vermehrung der Belegschaft im Bergbau um nur 5 % spricht hierfür eine ebenso klare Sprache wie die Steigerung der Rohstahlerzeugung von rund 423 000 t im Monatsdurchschnitt des ersten Geschäftsjahres gegenüber 570 000 t im zweiten Geschäftsjahr.

Vom sozialpolitischen Gesichtspunkt aus gesehen, erscheint eine weitere Feststellung beachtenswert, vor allem, da sie eindeutig die Bedenken zerstreut, welche beim Zusammenschluß der Vereinigten Stahlwerke nicht selten geäußert wurden: daß die fortschreitende Rationalisierung und Mechanisierung des Arbeitsprozesses zwangsläufig zu Arbeiterentlassungen und damit zu einer Steigerung der Arbeitslosigkeit führen müßte.

Während bei Gründung der Gesellschaft rund 174 000 Arbeiter und Angestellte übernommen wurden, ist infolge wesentlicher Ausdehnung der Produktion am Ende des Berichtsjahres trotz der an vielen Betriebspunkten und durch fortschreitende Mechanisierung ersparten Arbeitskräfte die Gesamtzahl der Beschäftigten auf rund 199 000 (um 15,5 %) angewachsen. Daß im gleichen Zeitraum das monatliche Lohnkonto um insgesamt 44,7 % anstieg, sei der Vollständigkeit halber hinzugefügt.

Das zweite Geschäftsjahr, unter den Einwirkungen der Binnenkonjunktur der deutschen Wirtschaft stehend, brachte Zechen, Hüttenwerken und Verfeinerungsbetrieben eine beträchtliche Steigerung ihrer Produktion, die allerdings bei dem scharfen Wettbewerb des unter wesentlich günstigeren Bedingungen arbeitenden Auslandes vielfach nur zu Preisen abgesetzt werden konnte, die auf den Auslandsmärkten und für den Bergbau auch im bestrittenen deutschen Absatzgebiet einen angemessenen Nutzen gegenüber den ständig steigenden Kosten und Lasten nicht ließen.

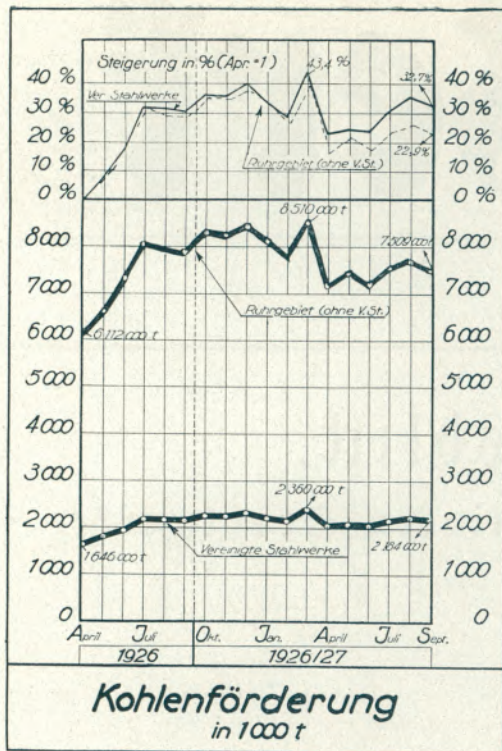
Die Vereinigten Stahlwerke sahen sich daher bei der weiteren Durchführung der technischen und organisatorischen Zusammenfassung und Umgestaltung ihrer Betriebe und Konzernwerke vor neue schwierige Aufgaben gestellt. Es galt, die gesteigerte Förderung und Erzeugung auf die ihrem technischen Ausbau und ihrer frachtliehen Lage nach günstigsten Betriebe zusammenzufassen und zur Verminderung der Selbstkosten unrentable Betriebsteile stillzulegen.

Hand in Hand mit der Verlegung der Erzeugung der stillgelegten Betriebe auf die übrigen Werke wurden diese zur Bewältigung der ständig steigenden Nachfrage und zur Ver-

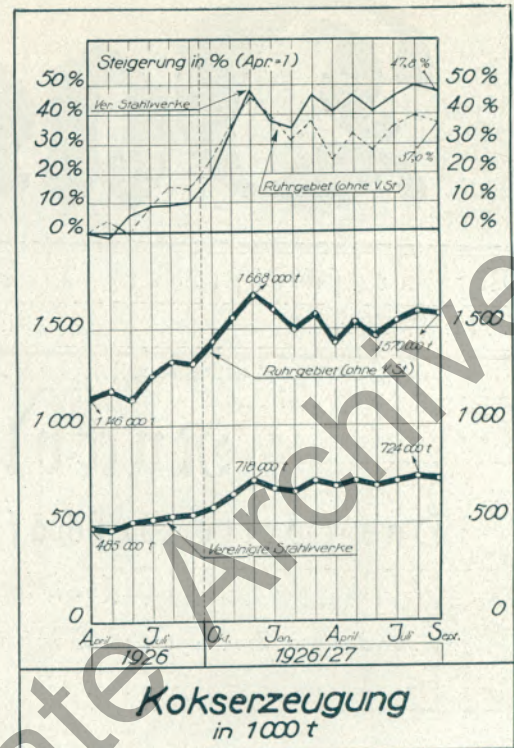
billigung der Produktion unter Aufwendung sehr erheblicher finanzieller Mittel technisch verbessert und weiter ausgebaut.

Der organisatorische Aufbau konnte zu einem gewissen Abschluß gebracht und die technische Ausgestaltung der Betriebe wesentlich gefördert werden. Es muß dabei aber festgestellt werden, daß der Erfolg der auf diesen Ausbau verwandten großen Mittel und durchgreifenden Rationalisierungsmaßnahmen wieder aufgehoben wurde durch die ständige Erhöhung ausschlaggebender Kostenfaktoren, und zwar insbesondere der Löhne und sozialen Lasten bei gleichzeitiger Verkürzung der Arbeitszeit. In welchem Ausmaß, auf die Produktionseinheit bezogen, die Sozialaufwendungen wie auch die Steuerlasten im Vergleich zur Vorkriegszeit erhöht worden sind, ergibt sich aus folgender Gegenüberstellung mit einer der maßgebenden Gründergesellschaften.

|                                           | 1913/1914                 |                        | 1926/1927                 |                        |
|-------------------------------------------|---------------------------|------------------------|---------------------------|------------------------|
|                                           | je Tonne                  |                        | je Tonne                  |                        |
|                                           | Steinkohlen-<br>förderung | Rohstahl-<br>erzeugung | Steinkohlen-<br>förderung | Rohstahl-<br>erzeugung |
| die gesamten Sozialaufwendungen . . . . . | 0,48 RM.                  | 1,41 RM.               | 1,30 RM.                  | 2,92 RM.               |
| die gesamten Steuerlasten                 | 0,22 "                    | 1,19 "                 | 0,88 "                    | 5,63 "                 |
|                                           | 0,70 RM.                  | 2,60 RM.               | 2,18 RM.                  | 8,55 RM.               |



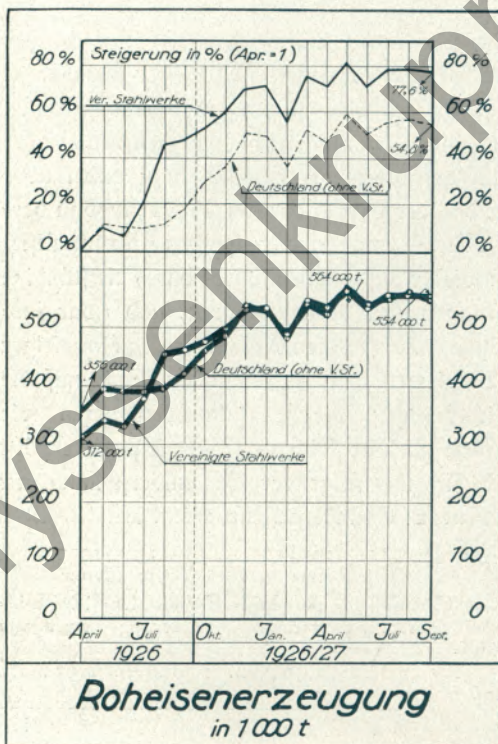
Insgesamt ist mithin die Belastung der Produktion an Löhnen, sozialen Aufwendungen und Steuern, ganz abgesehen von den gestiegenen Zinssätzen, sowohl im Vergleich zu den Vorkriegsverhältnissen wie auch gegenüber den mit Deutschland im Wettbewerb stehenden Ländern eine so ungewöhnlich große, daß jede weitere Verteuerung der Produktion unter allen Umständen vermieden werden muß. Trotzdem wurde den Hüttenwerken im Laufe des neuen Geschäftsjahres im Zusammenhang mit der Durchführung der Arbeitszeitverordnung eine neue Lohnerhöhung durch verbindlichen Schiedsspruch



auferlegt, die, abgesehen von dem sehr weit gehenden Lohnausgleich, für diese neue Arbeitszeitverkürzung eine allgemeine Lohnerhöhung von praktisch etwa 4 % brachte. Dadurch war ein weiteres Festhalten an den bisherigen Eisenpreisen, die von den Werken und Verbänden trotz der ständig gestiegenen Selbstkosten auf ihrem im Vergleich sowohl zu den Inlandspreisen aller Eisenländer mit Goldwährung wie im Vergleich zu den deutschen Eisenpreisen der Vorkriegsjahre niedrigen Stand gehalten worden waren, unmöglich geworden.

Die Politik, durch immer weiteres Heraufschrauben der Löhne und Soziallasten sowie der Steuern die deutschen Selbst-

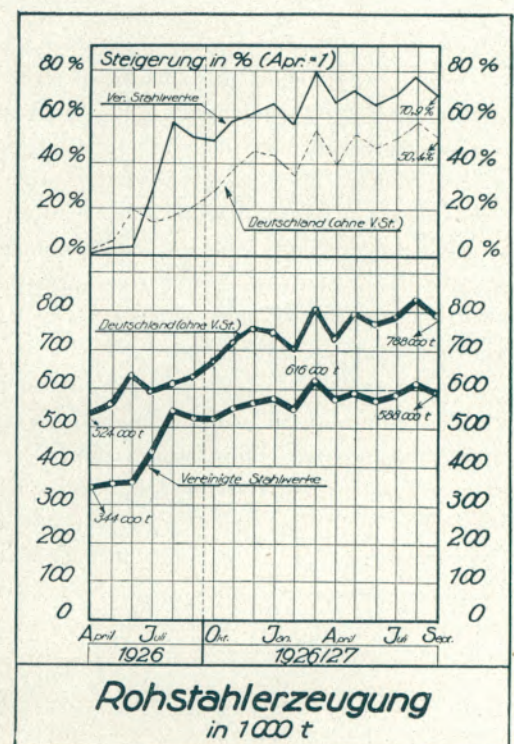
kosten so hoch zu treiben, daß die Ausfuhr unserer Erzeugnisse immer mehr eingeschränkt und der inländische Verbrauch durch erzwungene Preissteigerungen immer höher belastet und gedrosselt wird, bedeutet eine unmittelbare Gefährdung unserer ganzen Wirtschaft, zumal angesichts der durch den Dawesplan geschaffenen wirtschaftspolitischen Lage. Die Möglichkeit, durch weitere Verbesserung der Betriebseinrichtungen diese neuen Belastungen wenigstens zum Teil auszugleichen, ist heute bei den meisten Werken technisch wie auch finanziell nicht mehr vorhanden. Eine baldige Umkehr auf diesem wirtschaftlich auf die Dauer unmöglichen Wege ist erforderlich.

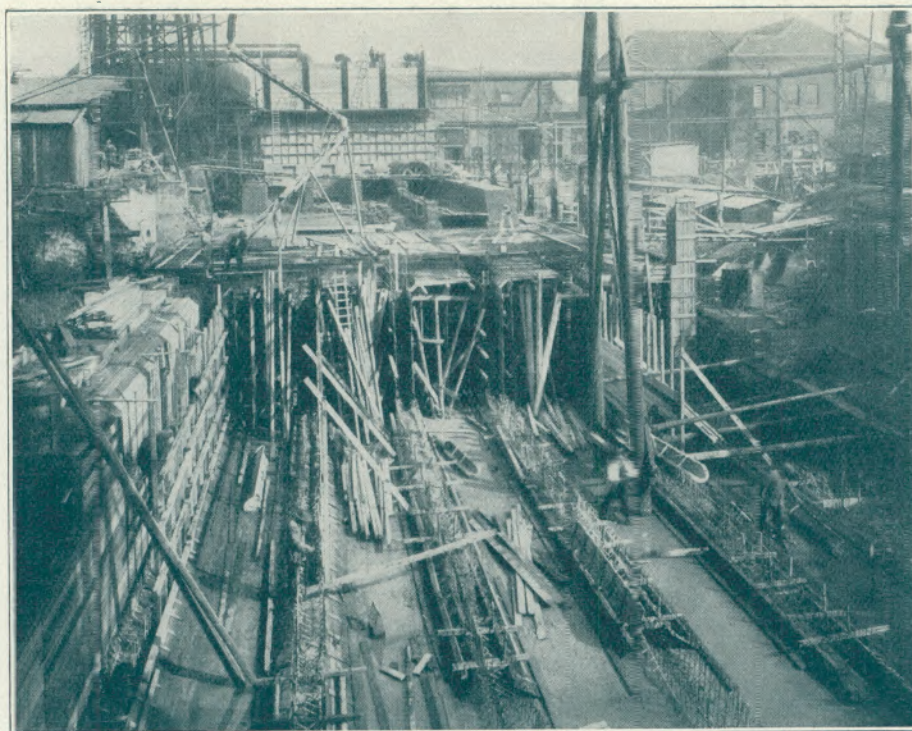


### Betriebs- und Marktlage.

#### Steinkohlenbergbau.

Zu Beginn des Geschäftsjahres übte noch der englische Bergarbeiterstreik seine günstige Wirkung auf den Absatz des Ruhrkohlenbergbaus aus. Als nach Beendigung des Streiks die englische Kohle unter Zurückdrängung der Ruhrkohle in immer stärkerem Ausmaße auf dem Auslandsmarkt erschien, konnte trotzdem die Förderung auf den Zechen, insbesondere dank dem stark gewachsenen Eigenverbrauch der Hüttenwerke an Brennstoffen, gehalten und die Kokserzeugung gesteigert werden.





Neubauten der Zeche Friedrich Thyssen 4/8 (Vereinigte Stahlwerke).  
Koksofenbatterie I im Bau.

Seit der Gründung der Vereinigten Stahlwerke entwickelten sich Kohlenförderung und Kokserzeugung (Becken- und Hüttenkokereien zusammen) folgendermaßen:

|                                             | Kohle<br>Tonnen   | Koks<br>Tonnen   |
|---------------------------------------------|-------------------|------------------|
| 1. 4. 1926 bis 30. 6. 1926 . . . . .        | 5 362 736         | 1 475 426        |
| 1. 7. 1926 bis 30. 9. 1926 . . . . .        | 6 461 192         | 1 592 105        |
| <b>1. Geschäftsjahr 1926 . . . . .</b>      | <b>11 823 928</b> | <b>3 067 531</b> |
| 1. 10. 1926 bis 31. 12. 1926 . . . . .      | 6 763 568         | 1 940 273        |
| 1. 1. 1927 bis 31. 3. 1927 . . . . .        | 6 664 103         | 2 039 655        |
| 1. 4. 1927 bis 30. 6. 1927 . . . . .        | 6 100 130         | 2 077 779        |
| 1. 7. 1927 bis 30. 9. 1927 . . . . .        | 6 553 520         | 2 147 171        |
| <b>2. Geschäftsjahr 1926/1927 . . . . .</b> | <b>26 081 321</b> | <b>8 204 878</b> |

Die Gesamtförderung unserer Becken im zweiten Geschäftsjahr machte also 21,79 % der Förderung aller Becken des Ruhrgebiets mit 119 694 555 Tonnen aus. Unsere Beckenkoksproduktion stellte sich auf 27,55 % der Koksproduktion der Kokereien sämtlicher Ruhrzechen in Höhe von 26 664 018 Tonnen.

Die kalenderarbeitstägl. Förderung unserer Becken war mit 85 792 Tonnen etwa 11 % höher als im ersten Geschäftsjahr, die arbeitstägl. Koksproduktion sämtlicher Kokereien mit 22 479 Tonnen etwa 34,1 % höher. Der Gesamtausfall durch Feiertage aus Absatzmangel erreichte für den Umfang unserer Becken eine Menge von etwa 95 000 Tonnen entsprechend der Förderung von kaum mehr als einem Arbeitstag. Die Belegschaft des Bergbaus wurde während des Geschäftsjahres um 5,78 % auf 93 903 Mann vermehrt.

Auf den Gruben wurde in verstärktem Maße mit der Zusammensetzung der Betriebe und der stärksten Ausnutzung aller technischen und maschinellen Einrichtungen

fortgefahren. Eine günstige Einwirkung auf das Gesamtergebnis ist aus der Inbetriebnahme der neuen Kokereien und von der Entwicklung der Gaswirtschaft im eigenen Netz und über den Weg der Aktiengesellschaft für Kohleverwertung zu erhoffen. Der Abschluß eines Vertrages mit dieser über die Durchleitung von jährlich bis zu einer Milliarde Kubikmeter Kokereigas ist demnächst zu erwarten.

#### Rohstoffbetriebe.

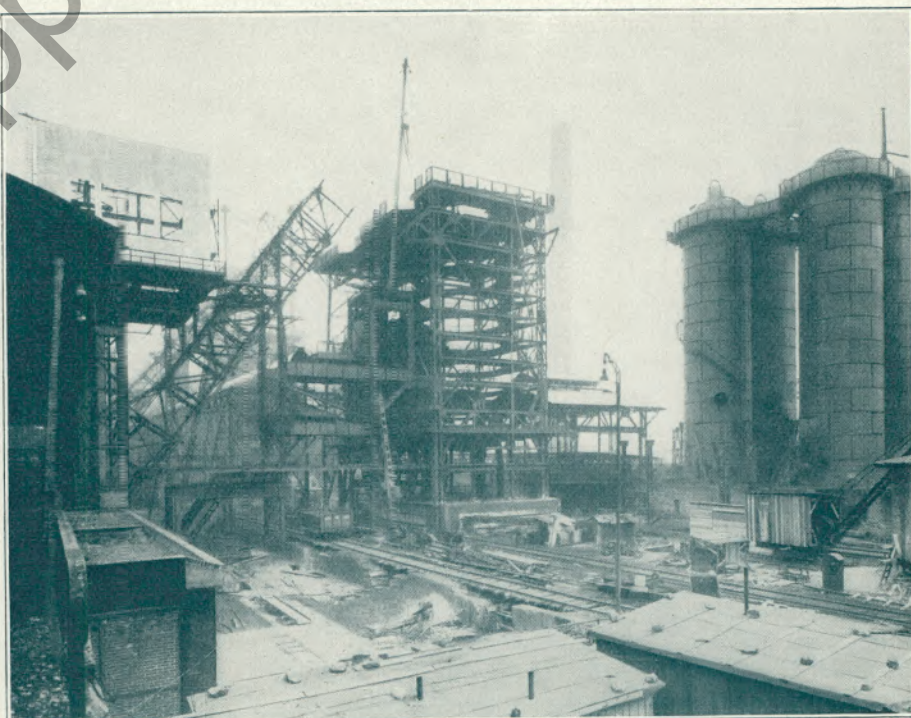
Die betriebenen Kalk- und Dolomitwerke förderten im Berichtsjahr 381 959 Tonnen Rohkalk.

Die Betriebslage der Erzgruben an Sieg, Lahn und Dill gestaltete sich verhältnismäßig günstig. Die bedeutend gesteigerte Förderung konnte bei der durch die Staatsbeihilfe gesenkten Preislage glatt abgesetzt werden. Die inzwischen erfolgte Einstellung der Notstandsbeihilfe läßt einen erneuten Rückgang der Förderung dieses einzigen größeren Qualitäts-eisenerzgebietes Deutschlands befürchten.

Insgesamt waren im Siegerland fünfzehn Spateisenerzgruben und an Dill und Lahn fünf Rot- und Brauneisenerzgruben in Betrieb. Die Gesamtrohförderung unserer deutschen Gruben betrug 1 072 740 Tonnen mit 4284 Mann Belegschaft. Hierzu kommen die Förderung unserer im Ausland gelegenen Erzgruben sowie die Erzförderung der uns nahestehenden Alpine Montangesellschaft in Österreich, von welcher wir auf Grund eines besonderen Austauschabkommens größere Erzmengen laufend beziehen.

#### Hüttenwerke.

Der steigenden Nachfrage des Inlandsmarktes entsprechend entwickelte sich unsere Roheisen- und Rohstahlerzeugung in ständig aufsteigender Linie:



Neubauten der August-Thyssen-Hütte Hamborn (Vereinigte Stahlwerke).  
Hochofen VIII im Bau.

|                                             | Roh Eisen<br>Tonnen | Rohstahl<br>Tonnen |
|---------------------------------------------|---------------------|--------------------|
| 1. 4. 1926 bis 30. 6. 1926 . . . . .        | 981 758             | 1 048 470          |
| 1. 7. 1926 bis 30. 9. 1926 . . . . .        | 1 291 889           | 1 490 395          |
| <b>1. Geschäftsjahr 1926 . . . . .</b>      | <b>2 273 647</b>    | <b>2 538 865</b>   |
| 1. 10. 1926 bis 31. 12. 1926 . . . . .      | 1 501 262           | 1 610 131          |
| 1. 1. 1927 bis 31. 3. 1927 . . . . .        | 1 559 653           | 1 722 252          |
| 1. 4. 1927 bis 30. 6. 1927 . . . . .        | 1 626 336           | 1 723 507          |
| 1. 7. 1927 bis 30. 9. 1927 . . . . .        | 1 663 398           | 1 781 754          |
| <b>2. Geschäftsjahr 1926/1927 . . . . .</b> | <b>6 350 649</b>    | <b>6 837 644</b>   |

Im Monatsdurchschnitt hob sich mithin unsere Roheisen-erzeugung von 378 941 Tonnen im ersten Geschäftsjahr auf 529 221 Tonnen im zweiten Geschäftsjahr, unsere Rohstahl-erzeugung von 423 144 Tonnen auf 569 804 Tonnen.

Die Gesamtproduktion an Walzeisen betrug 4 992 452 Tonnen gegenüber 1 924 001 Tonnen in den sechs Monaten des ersten Geschäftsjahres.

Der Gesamtverbrauch an Eisen- und Stahlerzeugnissen (aus- schließlich Selbstverbrauch) belief sich auf 6 174 204 Tonnen, davon an Fremde im Inland 4 096 871 Tonnen und an Fremde im Ausland 2 077 333 Tonnen.

Die Durchschnittserlöse, welche uns aus Inlandsgeeschäften und unmittelbaren wie mittelbaren Ausfuhrgeeschäften zu- flossen, zeigten im Verlaufe des Geschäftsjahres sinkende Tendenz; sie liegen bei den Haupterzeugnissen etwa 10 bis 15% über den Durchschnittserlösen der letzten Vorkriegsjahre, während sich die Stundenlöhne gegen damals fast verdoppelt und die Steuern und sozialen Lasten mehr als verdreifacht haben.

#### Neubauten.

Die technische Ausgestaltung der durch Gründung der Ver- einigten Stahlwerke zusammengeschlossenen Werke bedingte im Rahmen der nur allmählich durchzuführenden Betriebs- umstellungen neben den üblichen Betriebsverbesserungen die Aufstellung eines umfangreichen, den Zeitraum von fünf Jahren umfassenden Neubauprogramms. Seine Durch- führung mußte infolge der fortschreitenden Konkurrenz des kapitalkräftigeren Auslandes beschleunigt und zudem den Erfordernissen der neuen Arbeitszeitbestimmungen angepaßt werden. Insgesamt sind im Berichtsjahr annähernd 100 Mil- lionen Reichsmark für Neubauten ausgegeben, davon etwa zwei Fünftel für Steinkohlenzechen und Kokereien. Die übrigen Beträge dienten zum Ausbau der verschiedenen Hüttenwerke, Verfeinerungs- und Rohstoffbetriebe sowie zur Verbesserung und zum weiteren Ausbau der Werksverbindungsbahnen und Hafenanlagen sowie der Gas- und Stromwirtschaft.

Im einzelnen seien bei der Abteiling Bergbau folgende Neubauten hervorgehoben:

Der Bau der großen Kokerei Bruchstraße sowie die Fertig- stellung je einer Koksofenbatterie bei der Zechenanlage Zoll- verein und bei dem Hoerder Verein, wodurch die Gesamt- kokserzeugungsmöglichkeit um etwa 900 000 Tonnen jährlich gesteigert wurde.

In Angriff genommen wurde während des Berichtsjahres der Neubau von Kokereien auf den Zechenanlagen Friedrich Thyssen 4/8, Alma, Hansa, Nordstern, Minister Stein und Ein mit einer Gesamtjahreserzeugungsmöglichkeit von etwa 3 500 000 Tonnen.

Von Neubauten auf den Hüttenwerken erscheinen ins- besondere folgende erwähnenswert:

Bei der August-Thyssen-Hütte in Hamborn der Neubau eines inzwischen nahezu fertiggestellten achten Hochofens und die Erweiterung des Thomasstahlwerkes durch Aufstellung eines neuen Konverters; die Leistungsfähigkeit dieses Werkes wird ab Mitte dieses Jahres etwa 2 500 000 Tonnen Rohstahl jährlich betragen. Auf der Hütte Ruhrort-Meide- rich gleichfalls Aufstellung eines neuen Konverters sowie

Inangriffnahme des Baues eines kippbaren Martinofens von 200 Tonnen Fassung; beim Bochumer Verein die Fertig- stellung von zwei kippbaren Siemens-Martin-Ofen mit 150 Tonnen und 200 Tonnen Fassungsvermögen sowie die Inangriffnahme der Erweiterung des Röhrenwerks; bei der Dortmunder Union neben der Aufstellung eines neuen Tho- maskonverters die Fertigstellung eines Profil- und Stabstahl- walzwerks sowie ferner in Düsseldorf die Erweiterung der Röhrenwerksanlagen.

#### Arbeiter- und Lohnfragen.

Infolge der wesentlichen Ausdehnung der Produktion stieg trotz der an vielen Betriebspunkten durch weitere Mecha- nisierung erfolgten Einsparung von Arbeitskräften im ganzen die Zahl der Beschäftigten wie folgt an:

| Stand                  | Arbeiter | Ange- stellte | zu- sammen | davon<br>Steinkohlenbergbau |               |            |
|------------------------|----------|---------------|------------|-----------------------------|---------------|------------|
|                        |          |               |            | Ar- beiter                  | Ange- stellte | zu- sammen |
| 30. 9. 1926 . . . . .  | 172 767  | 15 301        | 188 068    | 83 771                      | 4 999         | 88 770     |
| 31. 12. 1926 . . . . . | 176 761  | 14 800        | 191 561    | 87 307                      | 5 042         | 92 349     |
| 31. 3. 1927 . . . . .  | 180 885  | 15 020        | 195 905    | 89 718                      | 5 148         | 94 866     |
| 30. 6. 1927 . . . . .  | 181 767  | 15 280        | 196 887    | 87 725                      | 5 230         | 92 955     |
| 30. 9. 1927 . . . . .  | 183 179  | 15 740        | 198 919    | 88 730                      | 5 173         | 93 903     |

Während bei der Gründung 173 416 Arbeiter und Angestellte übernommen und am Schluß des ersten Geschäftsjahres 188 068 beschäftigt wurden, stellte sich zu Ende des Berichtsjahres ihre Zahl auf 198 919.

Das monatliche Lohnkonto ist seit Beginn des Geschäfts- jahres bis zu seinem Schluß um 12,1 % und seit Gründung der Gesellschaft am 1. April 1926 um insgesamt 44,7% gestiegen, während die Zahl der Arbeiterschaft sich seit Beginn des Berichtsjahres nur um 6% und seit dem 1. April 1926 um insgesamt 15,5% vermehrt hat.

Erforderten die unmittelbaren Lohn- und Gehaltsauf- wendungen in dem abgelaufenen Geschäftsjahr insgesamt etwa 491 Millionen Reichsmark gegenüber 211 Millionen in dem nur sechs Monate umfassenden ersten Jahre, so beliefen sich die gesetzlichen Soziallasten, die von uns aufzubringen waren, insgesamt auf 48 618 717 RM. oder je Kopf der Belegschaft auf 250,92 RM., also 9,8 % je Kopf mehr als im Vorjahr (auf zwölf Monate umgerechnet). Die gesetzlichen Soziallasten machen also ohne Berücksichtigung unserer freiwilligen sozialen Aufwendungen mehr als den Lohn eines vollen dreizehnten Monats für unsere Belegschaft aus. Hinzu kommen noch an freiwilligen sozialen Leistungen während des Geschäftsjahres 5230071 RM., so daß sich unsere gesamten sozialen Aufwendungen auf 53848788 RM. beliefen, d. h. 22,3 % mehr als im Vorjahr (unter Umrechnung auf zwölf Monate). Unsere Sozialaufwendungen machten daher ins- gesamt mehr als 6 1/2 % des gesamten Aktienkapitals aus.

#### Finanzielles und Steuern.

Der Gesamtumsatz der Vereinigten Stahlwerke (Absatz an Fremde) belief sich auf 1 417 334 583 RM., wovon auf Absatz in Deutschland 972 840 605 RM. und auf Absatz im Ausland 444 493 978 RM. entfallen. Hinzu kommt noch eine Summe von mehr als 900 Millionen Reichsmark als anteiliger Betrag vom Umsatz der Produktions- und Handels- unternehmungen.

An Reichs-, Landes- und Gemeindesteuern sowie sonstigen öffentlichen Abgaben und an Darlehenlasten wurden im Ge- schäftsjahr gezahlt 61 345 000 RM., wobei zu bemerken ist, daß die Steuerlast auch des ersten Geschäftsjahres zur Zeit noch nicht endgültig feststeht. Der Betrag macht mehr als 7 1/2 % des gesamten Aktienkapitals aus.

# Betriebswirtschaftslehre und Praxis.

Von Dr. Fritz Runkel, Bensberg bei Köln.

Von einer kaufmännischen Betriebswirtschaftslehre im wissenschaftlichen Sinne ist erst in neuerer Zeit die Rede. Jedoch besteht über den eigentlichen Inhalt dieser Wissenschaft vielfach noch keine klare Vorstellung. Was man früher auf dem Gebiet der „Handelswissenschaften“ pflegte, waren meist nur zusammenhanglose Teilstücke aus jenem geschlossenen Gebiet, das man heute mit den Namen „Privatwirtschaftslehre“, „Einzelwirtschaftslehre“, „Handelstechnik“ oder „Betriebswirtschaftslehre“ belegt. Erst die neueste Zeit hat sich die Aufgabe gestellt, das ganze Gebiet kaufmännischer Tätigkeit systematisch aufzuteilen, dabei jeden dieser Teile in allen seinen Erscheinungsformen nach wissenschaftlicher Methode zu erforschen und schließlich wiederum die Zusammenhänge zwischen diesen Teilgebieten und ihre gegenseitige Beeinflussung festzustellen.

Vor dem Aufkommen der Betriebswirtschaftslehre, so wie sie in ihrem Aufbau wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, war der Kaufmann zunächst auf die Praxis angewiesen, wenn er sich vertiefte Kenntnisse und einen weitreichenden Überblick über sein Fach verschaffen wollte, oder er mußte auf ein theoretisches Selbststudium zurückgreifen, das ihm aber durch das Fehlen einer kaufmännischen Anleitung erheblich erschwert wurde. Ebenso erging es den in anderen Berufen Stehenden, deren Tätigkeit an der Berücksichtigung kaufmännischer Gesichtspunkte nicht vorübergehen konnte, eine Erscheinung, die sich besonders in den technischen Berufen immer mehr in den Vordergrund drängte.

Wenn nun auch in früheren Zeiten die Erfahrungen der Praxis vielfach genügten, so haben sich die Verhältnisse in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren, und zwar in immer stärkerem Maße, derart verschoben, daß heute vielfach mit den herkömmlichen Mitteln der kaufmännischen Ausbildung nicht mehr auszukommen ist.

Dies liegt vor allem an wirtschaftlichen Entwicklungsvorgängen, wie wir sie in verschiedenem Ausmaß und stufenweise fortschreitend heutzutage allenthalben beobachten können. Wir sehen ja allenthalben, daß der Aufbau der einzelnen Unternehmung viel komplizierter als derjenige gleichartiger Betriebe früherer Zeiten geworden ist. Der Umfang der Geschäftsbetriebe ist infolge des allgemeinen Zuges unserer Zeit zur Konzentration nicht nur gewachsen, sondern die Beziehungen zu denjenigen Wirtschaftskreisen, mit denen das Einzelunternehmen durch seine Bedürfnisse als Konsument (Rohstoff- oder Warenbezieher) oder als Produzent oder lediglich als Handelsvermittler zusammengeführt wird, sind gleichzeitig bedeutend vielseitiger geworden, entsprechend der Verfeinerung unserer gesamten Kulturbedürfnisse und der immer weiter gehenden Arbeitsteilung. Diese Arbeitsteilung mußte sich aber auch im inneren Betrieb der Unternehmungen fortsetzen, da sich die Notwendigkeit ergab, zur Pflege der so vielgestaltigen Einzelbeziehungen besondere Abteilungen in den Geschäften zu errichten und sie mit Spezialkräften zu besetzen. Dabei durfte jedoch das eine große Ziel nicht aus dem Auge verloren werden, das Geschäft im ganzen auf einen einheitlichen Gesichtspunkt einzustellen, der nicht nur eine möglichst hohe Wirtschaftlichkeit, sondern auch einen in jeder Beziehung geordneten und übersichtlichen Betrieb versprach.

Die hier auftretenden Schwierigkeiten werden noch deutlicher, wenn man daran denkt, daß unser ganzes Geschäftsleben in immer stärkerem Grade auf die Pflege der Auslandsbeziehungen angewiesen ist. Daß es dem einzelnen Unternehmer aus eigener Kraft heute nicht mehr möglich ist,

alle Einrichtungen zu überschauen, die zur Durchführung des internationalen Geschäfts getroffen sind, braucht des näheren nicht dargelegt zu werden.

Eine moderne Erscheinung in unseren großen Betrieben brachte aber weitere Schwierigkeiten. Man sieht überall, daß die Rücksicht auf die Wirtschaftlichkeit, besonders bei unseren Industrieunternehmungen, dazu zwingt, früher selbständige Betriebe völlig zu verschmelzen oder doch in einer mehr oder weniger engen Verwaltungsgemeinschaft zu vereinigen, sei es, daß man hier an die „horizontale“ oder die „vertikale“ Gliederung denkt. Die Folge sind neue Probleme der kaufmännischen Gesamtorganisation.

Noch auf ein weiteres ist hinzuweisen. Die Entwicklung so vieler Geschäfte zur Großunternehmung, wie wir es beispielsweise an den Industriewerken — hier hinsichtlich der kaufmännischen Verwaltung — und den Banken sehen, macht die Einführung von Neulingen in die gesamte Geschäftspraxis immer schwieriger. Die unvermeidliche und immer weiter gehende Arbeitsteilung bringt es mit sich, daß jedem Angestellten nur ein kleiner Ausschnitt der gesamten Tätigkeit zur Erledigung übertragen werden kann. Er kann somit nur schwer einen Überblick über die Zusammenhänge gewinnen, und die Leiter des ganzen Geschäfts oder der einzelnen Abteilungen sind heute derart in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit dazu finden, sich der systematischen Anleitung der Anfänger unter Vorführung der in den verschiedenen Zweigen der Geschäftstätigkeit zu verrichtenden Arbeiten zu widmen.

Die Forderung nach der Einrichtung von Anstalten, die sich die Erforschung des Betriebes der einzelnen Gewerbebezüge und die Auswertung dieser Forschungen zum Aufbau einer wissenschaftlich begründeten „Betriebswirtschaftslehre“ zum Ziel zu setzen haben, mußte also eine immer dringendere werden, und so sind denn seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die Handelshochschulen oder ähnliche, andern Hochschulen (Universitäten und technischen Hochschulen) angegliederte oder als selbständige Teile der letzteren zu betrachtende Einrichtungen entstanden, die zu einer immer offenkundiger in die Erscheinung tretenden Blüte gelangt sind. (Für die Schulung der Anfänger sind daneben die unteren und mittleren Handelslehranstalten zu erwähnen.)

Nach welchen Grundsätzen sollen nun diese Hochschulen ihr Ziel verfolgen? Die Ansichten hierüber sind geteilt. Während die einen von einer wissenschaftlichen Anstalt die Pflege reiner Wissenschaft verlangen, betonen die anderen es als das Haupterfordernis, tüchtige Praktiker heranzubilden. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß man dabei allerdings zunächst mit wissenschaftlichen Mitteln arbeiten müsse, indem man die in möglichster Reichhaltigkeit gesammelten Erscheinungen in ein System bringe. Von da aus aber solle man an die Untersuchung der Vorgänge vom Gesichtspunkt ihrer praktischen Verwertbarkeit herantreten und bei diesen Feststellungen die Ergebnisse der Praxis in weitem Umfang heranziehen.

Man darf wohl sagen, daß auf dem uns hier beschäftigenden Gebiet der letzteren Methode der Vorzug gebührt, denn es geht doch darum, durch die Forschung die Praxis zu befruchten. Gerade in der heutigen Zeit, in der doch aus allen verfügbaren Kräften der höchste Nutsseffekt herauszuholen ist, ist den Praktikern das unsichere Tasten auf einem Gebiet, das sie zu betreten im Begriffe sind, nach Möglichkeit zu ersparen, indem man ihnen die bereits gesammelten Erfahrungen vor Augen hält.

# Familienforschung.

Von Peter Bünge.

Wer jemals Briefe lang verstorbener Vorfahren geöffnet hat, wird sich einer Stimmung nicht haben entziehen können, die kaum etwas anderes im Leben uns bereiten kann. Blutsverwandte, von denen wir bisher allenfalls ein dürres Datengerippe ihres Lebenslaufs kannten, sprechen plötzlich aus vergilbenden Blättern zu uns und lüften einen kleinen Schleier vor dem Geheimnis unserer Herkunft.

Es ist kein Zufall, daß das Interesse für Familienforschung heute groß ist, viel größer, als man bei dem täglichen Lärm um wertlosere Dinge vermuten möchte. Vor dem Kriege war das Interesse schon da; dann kam nach dem Kriege die Zeit, die uns ja noch allen in den Knochen steckt, wo nur die Zukunft etwas gelten wollte und alles, was an Tradition erinnerte, erstickt werden sollte. Es ist etwas Schönes um das letzte Ziel des Weltbürgertums, aber erst muß man sich bewußt werden, aus welchen Quellen man selbst entsprang.

Jeder kann, heute noch, zu einer Brücke zwischen den Jahrhunderten werden. Er braucht sich dazu nur einmal an einem Samstag- oder Sonntagabend hinzusetzen und einen kurzen Lebenslauf von sich, seinen Eltern und, soweit noch erinnerlich, wieder von seinen Großeltern hinzuschreiben, jeden eine halbe oder eine ganze Seite lang. Das füllt gerade einen Abend aus. Dann lege er das Geschriebene in die Bibel, die ja auch heute noch in jedem Familienschrank steht, klappe sie zu und sehe getrost nie wieder hinein. Er hat keine zünftige Familienforschung getrieben, aber er hat wahrscheinlich seinen Nachkommen einmal einen unschätzbaren Dienst geleistet.

Ich wette aber, diese Zettel in der Bibel im Bücherschrank lassen ihm keine Ruhe mehr. Während der Arbeit in der Woche wird ihm plötzlich eine Erinnerung auftauchen aus seiner Jugendzeit oder an eine Erzählung des Großvaters. Er wird die Blätter wieder hervorholen und nachtragen, und das wird ihm noch einige Male so gehen, und schließlich ist von selbst ein neuer Familienforscher entstanden. Immer noch kein zünftiger, aber einer, der plötzlich Verbindung mit den Lebensschicksalen seiner Vorfahren erhält, mit ihren Wanderfahrten durch das Vaterland oder über die Welt, mit ihrer Verflochtenheit in die vaterländische Geschichte. Und schließlich fällt ihm als Preis für seine Arbeiten eine beglückende Erkenntnis zu über die Verwachsenheit von uns allen, die wir zunächst eine Familie, dann, im Lauf der Jahrhunderte, ein Volk bildeten. Ein neuer wertvoller Vaterlandsbegriff wird ihm aufgehen, da er weiß, wie auch die eignen Vorfahren unter gemeinsamen Feinden gelitten haben, wie ihnen — um nur eine kurze, bedeutsame Spanne herauszugreifen — in der Napoleonischen Zeit fast alles gestohlen worden ist, wie sie sich aus eigener Kraft langsam in die Höhe arbeiteten und noch viele Generationen lang an den damaligen Schulden abbezahlen. (Die Schulden, die z. B. die Stadt Elbing auf die Napoleonischen Erpressungen hin aufnahm, konnten die Bürger dieser Stadt erst kurz vor 1900 tilgen!) Wer das aus alten Briefen und Chroniken erfuhr, dem wird Geschichte lebendiger werden als aus gelehrten Büchern.

Der Wege, einen Anfang zu finden, sind viele. Ich selbst bin folgenden gegangen. Als ich hinter die Berge von Briefen und Gedichten, Photos und Skizzenbüchern meiner väterlichen Vorfahren kam, da habe ich zunächst nur ganz oberflächlich zusammengeordnet. Weniger war aus der Familie meiner Mutter erhalten. Hier war das Arbeitsgebiet bald zu übersehen. Zwei Briefblatt mit Familiendaten aus der Familie der Urgroßmutter bildeten die Brücke fast bis zum Dreißigjährigen Kriege. Das übrige erzählte mir meine Mutter, während ich auf Zetteln über jede der vorgenomme-

nen Persönlichkeiten Buch führte. Aus diesen Notizen wurde eine Sippschaftstafel ausgezogen, aus der (sie ist wie ein Stammbaum gezeichnet, aber es finden alle weiblichen Nachkommen ebenfalls Platz darin) ein großer Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse gewonnen wird. Ein solcher, selbst ganz skizzenhafter Stammbaum ist für alle derartigen Arbeiten von großem Wert. Zettel, Blätter und Bücher überblickt man nicht. Eine Tafel enthüllt die Zusammenhänge sofort.

Danach wurde zu jeder Person alles in den Notizen Berstreute zu einem kleinen Lebensbild zusammengestellt. Nach Möglichkeit räubere man die scheußlich-schönen Photographiealben der vergangenen Generation aus, weiche die Abzüge von den Pappdecken ab (24 Stunden kaltes Wasserbad genügen meist). Diese Photos klebe man zu den betreffenden Personen, schreibe kurz ihren Lebenslauf darunter, Zeit der Aufnahme sowie Aufschrift des Photographen. Meist entsteht so eine Chronik der mütterlichen Familie recht schnell. Dann läßt man die kleine Chronik einbinden oder bindet sie selbst ein; das ist gar nicht so schwierig. Und die Freude über das Erreichte wird die Lust zu neuen und größeren Taten wecken!

Nicht unabsichtlich ist die Bedeutung eines mütterlichen Stammbaumes in den Vordergrund gerückt worden. Eine solche wird in einer Chronik oft als Nebensache abgetan, und das Interesse konzentriert sich auf die reinen Stammbäume des Vaters. Das kommt von der Sitte der Namengebung durch den Vater. Das war aber nicht immer so. Und diese Tatsache genügt ja auch wirklich nicht, die Abstammung aus der Mutterfamilie mit geringerer Gründlichkeit zurückzuverfolgen. Zudem sagt uns eine innere Stimme, daß wir unserer Mutter, unter deren Herzen wir einst gelegen, und in deren ganzem Wesen wir einst eingebettet waren, Unverlierbares für unsere ganze Entwicklung verdanken. Wie vielen Geschlechtern ist erst durch eine bedeutende Ahnfrau eine Zukunft erblüht! Bekannt ist die Tochter eines Tübinger Professors aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, Regina Burckhardt, die zur Stammutter fast aller schwäbischen Denker und Dichter geworden ist, wie Schelling, Hegel, F. E. Vischer, Hauff, Schwab, Hölderlin, Mörike, Uhland, Mayer, Köstlin, Gerok, von Reinhard, Ludwig Finkh. Gleichzeitig spannen sich von ihrer Familie Verwandtschaftsfäden zu derjenigen Luthers und Goethes. Das ist kein Zufall. Wenn man ausführliche Chroniken durchforscht, wird man fast immer bestätigt finden, daß eine Ahnfrau von seelischer und geistiger Größe noch nach langen Generationen in dem Blut von Ausnahmemenschen als Nachkommen wiederzuerkennen ist.

Die Möglichkeit wird naheliegen, daß mancher Handwerker oder Arbeiter fragen wird, was ihn die Entwicklung derartiger Ausnahmemenschen angehe. Sie betrifft auch ihn als den Vertreter der großen Bevölkerungsgeschicht, aus der immer wieder die neuen Kräfte emporsteigen zu den absterbenden Ästen unseres Volksstammes. Fortwährend sinken alte, einst materiell und geistig vermögende Geschlechter herab, neue steigen aus dem Unbekannten auf, und — jeder ist zum Aufsteigen berufen. Aber ebensoviel wie ihm, vielleicht mehr noch, wird vom Schicksal der Frau auferlegt. Auch in der einfachsten Familie vermag eine Frau mit dem Bedürfnis nach äußerer und innerer Reinheit, nach Würde, dem Aufrechterhalten einer gewissen Lebenskultur (die vom Geldbesitz unabhängig ist) und der Sehnsucht nach Schönheit zu wirken wie der Pflug auf dem Acker.

Unentbehrlich für das Schreiben einer Chronik ist die Bewertung alter Familienbriefe. Man kann einen Menschen wohl auch mit andern Mitteln darstellen. Der Brief gibt aber ein Abbild in allen Schattierungen. In ihm offenbart sich der Schreiber unbelauscht. Er läßt in buntem Wechsel alle Zügel schießen und hält auch wieder seine gewohnte Maske vor. Das erklärt den Reiz eines alten Briefes. Immer ist er ein Kind seiner Zeit. Briefe wie aus dem 18. und 19. Jahrhundert werden heute nicht mehr geschrieben. Sitte und Erziehung wurden anders, und so gering die äußeren Unterschiede von Briefen trotz dem Wechsel der Jahrhunderte sein mögen: innerlich sind sie ungeheuer verschieden. Hierauf fußt einmal W. G. Niehl: „In Familienüberlieferungen sind nicht selten die feinsten Züge kulturgeschichtlicher Charakteristika enthalten; wir können aus ihnen oft die leisesten Atemzüge einer versunkenen Zeit belauschen.“

Jede Familie wird heute ein mehr oder weniger großes Vermächtnis von Feldbriefen aus dem Kriege zu bewahren haben. Wir selbst vermögen sie kaum noch zu lesen. Noch ist der Abstand nicht groß genug. Aber spätere Geschlechter werden daraus Erkenntnisse schöpfen und Urteile bilden über die Völker, wie sich in ihren Briefen ihre Einstellung zum Kriege spiegelte.

Das erste, was einen Familienforscher interessieren muß und meist von einem bestimmten Zeitpunkt an das Weiterforschen erschwert oder unmöglich macht, ist der Familienname. In früheren Jahrhunderten gab es keine feststehende Rechtschreibung. Der Name wurde oft nur nach dem Gehör niedergeschrieben. Dabei veränderte er sich natürlich rasch. Dann gab es die Mode der Verlateinung. Dann kam der Dreißigjährige Krieg, in dem Dörfer und Städte vom Erdboden verschwanden; wie viele Kinder änderten zu jener Zeit, herumirrend und mitleidig aufgenommen, ihren Namen! Und schließlich ist es überhaupt erst seit 1300 etwa üblich, einen festen Familiennamen zu führen. Davor — und in manchen Gegenden heute noch — wechselte der Name vom Vater auf den Sohn, wie heute etwa die Vornamen.

Bis auf diese Zeiten ihren Stammbaum zurückzuverfolgen, wird nur noch wenigen gelingen. Im allgemeinen bietet der Dreißigjährige Krieg ein unüberwindliches Hindernis. Man kann zufrieden sein, wenn man seine Familiengeschichte so weit zurückverfolgen kann. Aber mancher wird fragen, wie man das überhaupt systematisch anfangen und betreiben kann.

Als Quellen für Familienforschung stehen jedem zur Verfügung:

1. die Kirchenbücher, zumeist bei den Pfarrämtern aufbewahrt;
2. seit 1874 die staatlichen Personenstandsregister, die beim zuständigen Standesamt ausliegen;
3. staatliche Archive, Stadt- und Gemeindearchive, Gerichtsarchive, Pfarrarchive, Gutsarchive, Zünftsarchive;
4. die von der Polizei geführten Einwohnermelderegister.

Wer auch nur einige von den angeführten Wegen begehen will, wird gewiß manches ihm bis daher Unbekannte über seine Vorfahren erfahren. Er wird dabei auch gelegentlich einen praktischen Nutzen von seiner Arbeit haben, wenn er ihn betreffende Erbrechts- oder Stiftungszusammenhänge erfährt.

Wenn dann einer die mühevollen Arbeit an einer Familienchronik beendet hat, dann mag auch er derselben ein Blatt vorausschicken, das erinnert an das Vorwort einer württembergischen Familienchronik: „Wenn der Bearbeiter dieses Buches sein Tagewerk allen lieben Angehörigen und Verwandten in diesem Augenblick überreicht, fühlt er sich in Gedanken befangen, ob nun sein Können und sein Wollen einander glücklich ergänzen mögen. Es ist mühsame Arbeit gewesen, es war aber ein überaus ernstes, feierliches Schauspiel, beginnend gleichsam mit einer stillen Geisterparade, die aus dem Dämmerchein deutscher Vorzeit emporstrebte und stumm und doch so vielsagend vorüberzog, gefolgt zum Schluß von einer zahlreichen bunten Schar lebensfreudiger Kinder der Gegenwart; es war eine seltsame Mischung von mehr denn drei-

hundert Häuptern eines Geschlechts, die in nahezu acht Jahrhunderten gelebt, geliebt, gelitten, gehofft und gerungen haben bis an ihr selig Ende.

Aber kein nichtiger Ahnenkult war den Enkeln letzter Beweggrund, daß sie ihres uralten Geschlechts Geschichte sammeln ließen. Sie führen nicht müßige Klage um verlorene Rechte aus ‚guter alter Zeit‘. Sie lassen nur den einen schönen Eindruck bleibend bei solcher Rückschau nach der Vergangenheit auf sich wirken: Welch ein tiefer Blick in die geheimnisvolle Kammern der Vorsehung und welch ein Mahnruf an die Nachkommenschaft, den Familiensinn als ein Grundgefühl aller Gefühle für das Vaterland, als ein köstliches Kleinod zu hegen und zu fördern, ihn blank zu erhalten, dem Namen gleich, der ihnen allen von ihren Vorfahren überkommen ist!“

## Muster für kurze Notizen der wichtigen Lebensdaten.

Nach der Werbeschrift

für das Deutsche Geschlechterbuch des Verlags E. A. Starke, Görlitz.

Mann

1. Sämtliche Vornamen (Namen unterstreichen).
2. Zuname.
3. \* Geburtsort.
4. Geburtstag, -monat, -jahr, + Todesort und -tag.
5. Letzter Beruf (Titel) und Wohnort.
6. Lebensgang (Schule, Studium, Militärdienst, Feldzug, Auszeichnungen, geschäftliche Entwicklung).

Frau

7. ... X vermählt (Ort, Tag und Jahr).
8. Vornamen (Namen unterstreichen).
9. Zuname.
10. \* Geburtsort.
11. Geburtstag, -monat, -jahr, + Todesort und -tag.
12. Tochter des (Vornamen, Zuname).
- \* Geburtsort, Tag, Monat, Jahr; + Todesort, Tag, Monat, Jahr, Lebensgang; ... X vermählt (Ort, Tag, Monat, Jahr) mit (Vornamen, Zuname); \* Geburtsort, Tag, Monat, Jahr; + Todesort, Tag, Monat, Jahr (falls weitere Angaben vorhanden sind, sind die gesamten Angaben als Anmerkung, gegebenenfalls als besondere Stammsfolge, auszufordern und dafür zu setzen: vgl. ...).

Kinder

13. Kinder, Glaubensbekenntnis, 1 bis ... , zu ... geboren:
1. Sämtliche Vornamen, geboren, Tag, Monat, Jahr uff.

Zeichen für die Darstellung familiengeschichtlicher Tatsachen  
nach dem Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung.  
Verlag Degener, Leipzig.

\* = geboren    ~ = getauft    o = verlobt    ∞ = verheiratet  
† = gestorben    x = gefallen    □ = begraben    U = eingäschert  
‡ = ausgestorben.

# Zum hundertsten Geburtstage der organischen Chemie.

Von Rudolf Seiden, Wien.

Am 22. Februar 1828 schrieb Friedrich Wöhler aus Berlin an seinen Lehrer Berzelius in Stockholm:

„Lieber Herr Professor! Ich muß Ihnen sagen, daß ich Harnstoff machen kann, ohne dazu Nieren oder überhaupt ein Lebewesen, sei es Mensch oder Hund, nötig zu haben. Vielleicht erinnern Sie sich noch der Versuche, die ich in der glücklichen Zeit, als ich noch bei Ihnen arbeitete, anstellte, wo ich fand, daß immer, wenn man Zynsäure mit Aluminium zu verbinden sucht, eine kristallisierte Substanz entsteht, die sich indifferent verhielt. . . Beim Durchblättern meines Journals fiel mir das wieder auf. Ich machte mir dies daher zum Gegenstand einer für meine beschränkte Zeit passenden kleinen Untersuchung, mit der ich sehr geschwind fertig war. . . Diese künstliche Bildung von Harnstoff, kann man sie als ein Beispiel von Bildung einer organischen Substanz aus unorganischen Stoffen betrachten?“

Launig antwortete Berzelius:

„. . . Aluminium und künstlicher Harnstoff werden als Edelsteine in Ihren Lorbeerkranz eingeflochten werden. Es ist eine recht wichtige und hübsche Entdeckung, die Herr Doktor gemacht hat, und es macht mir ein ganz unbeschreibliches Vergnügen, davon zu hören. . . Aber lassen Sie um alles in der Welt von der Reduktion der Beryll- und Yttererde nicht ab. . .“

Hundert Jahre sind seither verflossen, und es lohnt sich, einen Rückblick zu halten über die Anfänge und die einzigartige Entwicklung der organischen Chemie in diesem Zeitabschnitte.

Was verstehen wir unter dem Begriffe „Organische Chemie“? Nun — jedenfalls etwas anderes, als man vor Wöhler damit bezeichnete. Die Bezeichnung wurde von Lémery 1675 in seinem „Cours de Chimie“ erstmalig gebraucht, zur Trennung des Gebietes der anorganischen, d. h. der Mineralchemie, von der organischen, welche die im tierischen und pflanzlichen Organismus vorkommenden, verbrennbaren Verbindungen umfaßte. Von diesen enthalten — was schon Lavoisier hervorhob — die meisten neben Kohlenstoff auch Wasserstoff (das sind die sogenannten „Kohlenwasserstoffe“), viele noch Sauerstoff oder auch Stickstoff, nur wenige Schwefel, Phosphor, Halogene (Chlor, Brom, Jod, Fluor), Selen, Arsen, Antimon oder Eisen. Seit Bergmann (1780) war man allgemein der Ansicht, daß diese organischen Verbindungen auf künstlichem Wege nicht herstellbar seien, daß sie, mit anderen Worten, nur durch den Lebensprozeß, durch eine besondere Kraft, die Vis vitalis, erzeugt werden könnten.

Diese von Berzelius ausgebaut Hypothese stürzte Wöhler, indem er 1828 ein typisches Lebensprodukt, einen organischen Körper — den Harnstoff =  $\text{CON}_2\text{H}_4$  — aus anorganischen Stoffen erzeugte, ohne Zutun geheimnisvoller Kräfte und Gäfte. Damit war der Beweis erbracht, daß es keine so tiefgreifende Verschiedenheit zwischen belebter und unbelebter Natur gibt, als man bis dahin angenommen hatte, und daß für das gesamte Gebiet der Chemie gleiche Gesetze Geltung haben. Eigentlich hatte Wöhler seine Entdeckung schon als Student im Jahre 1824 gemacht, doch hatte er sie damals nicht genügend beachtet und nicht als Harnstoff erkannt — und so feiern wir erst heute den hundertsten Geburtstag dieser gewaltigen Umwälzung in der Chemie, mit der ein neues Zeitalter dieser Wissenschaft und eines der bedeutendsten Zweige der Industrie beginnt!

Die Chemie ist Jahrtausende alt und hat es bis heute auf etwa 25 000 anorganische Verbindungen gebracht; die organische Chemie, die eigentlich erst seit hundert Jahren erforscht

wird, hat uns in dieser kurzen Spanne Zeit mit über 150 000 Stoffen, von denen nur die wenigsten im Organismus selbst vorkommen, bekannt gemacht. Man mag daraus ermessen, wieviel Fleiß, Arbeit, Freud' und Leid, Ruhm und Lorbeeren diese Entdeckungen ihren Erforschern gebracht und wieviel sie beigetragen haben zum Fortschritt von Wissenschaft und Technik in dieser Welt!

Die organische Chemie hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit durch die zahlreichen Entdeckungen, die insbesondere im 19. Jahrhundert in Deutschland von Wöhler, Liebig und ihren Schülern, in Frankreich durch Dumas, Gerhardt und Laurent gemacht wurden, eine vollkommen geänderte und beherrschende Stellung geschaffen.

Friedrich Wöhler, der Vater der modernen organischen Chemie, wurde 1800 im Dorfe Eschersheim bei Frankfurt a. M. geboren. Seine Eltern waren bemittelt und konnten ihm, seiner Neigung nachgebend, ein Laboratorium einrichten, doch studierte er auf Wunsch des Vaters in Marburg und Heidelberg Medizin; daneben aber widmete er sich der Chemie, und seine Vorliebe für das Experimentieren führte zu beachtenswerten Ergebnissen bezüglich der Zynsäure, so daß Liebig, der große Chemiker, auf ihn aufmerksam wurde und ihn zunächst heftig beförderte, da seine eigenen Analysen der Zynsäure =  $\text{C} = \text{N} - \text{OH}$  (seltener Fall für zweiwertigen Kohlenstoff) gleiche Zahlen ergaben wie die der Zynsäure =  $\text{H} - \text{O} - \text{C} = \text{N}$ . Schließlich stellte sich heraus, daß beide Substanzen isomer und daher beide Untersuchungsergebnisse richtig waren. So entspann sich alsbald gute Freundschaft zwischen Wöhler und Liebig, die noch inniger wurde, als Wöhler sich nach Beendigung des medizinischen Studiums ganz der Chemie verschrieb und Schüler des zu seiner Zeit angesehensten Gelehrten seines Faches wurde. Ein Jahr später (1824) finden wir Wöhler bereits als Lehrer an der städtischen Gewerbeschule in Berlin, wo er zunächst das Aluminium entdeckte und auch die ihm ähnlichen Elemente Beryllium und Yttrium (1828); fast gleichzeitig machte er die ihrer Wirkung nach wohl größte unter allen seinen Entdeckungen: die des synthetischen Harnstoffes. Es ist begreiflich, daß diese Entdeckung, nachdem ihre Wichtigkeit erkannt worden war, größtes Aufsehen in wissenschaftlichen Kreisen erweckte, und daß sich viele Chemiker der neu erschlossenen organischen Richtung ganz widmeten. Unter ihnen war besonders Liebig — zweifellos der bedeutendste Chemiker der Neuzeit — ganz außerordentlich erfolgreich. Manche wertvolle Arbeit hat er gemeinsam mit Wöhler ausgeführt.

Wöhler verließ bald seine Berliner Stellung, ging nach Kassel und von hier, 1836 einer Berufung als Professor der Chemie an die Universität Göttingen, wo er hochbetagt am 23. September 1882 seine reine und große Seele aushauchte, betrauert von seinen vielen Schülern, von der Wissenschaft und Technik nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt. Hatte er doch das Zeitalter der Entwicklung der organischen Chemie geschaffen, das von 1828 bis 1886 währte und durch den steten Ausbau der Forschungsergebnisse das Aufblühen der organisch-chemischen Industrie ermöglichte. Hundert Jahre organische Chemie — tausend Früchte hat sie in dieser Zeit getragen, zehntausend Menschen arbeiten noch heute in ihren Laboratorien an der Erweiterung ihres Rahmens, Hunderttausende aber schaffen in den oft gigantischen Fabriken Farben und Seifen, Leder und Seide, Speise und Trank und unzählige andere Werte, die wir nie mehr missen können.

# Der Brand der Cheopspyramide.

## Roman von Hans Dominik.

[Alle Rechte vorbehalten. Copyright by Ernst Reils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig.]

(3. Fortsetzung).

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Elias Montgomery, dem es gelungen ist, das Problem der Befreiung der Atomenergie zu lösen, ist plötzlich am Herzschlag gestorben. Bis zu seinem Tode hat er das Wesen seiner Erfindung gegen jedermann streng geheimgehalten und sein Laboratorium Montgomery-Hall mit einem undurchdringlichen Netz von Sicherungen umgeben, das das Geheimnis völlig wahrte. Der englische Staat übernimmt unverzüglich die Hinterlassenschaft des Verstorbenen und beauftragt eine Kommission der hervorragenden englischen Physiker, das Geheimnis zu ergründen. Seit Wochen bemüht sich die Kommission vergeblich, einen geheimnisvollen Apparat, der anscheinend die Lösung des Problems darstellt, in Tätigkeit zu setzen. Schon werden Stimmen laut, die dringlich die Hinzuziehung ausländischer Physiker fordern, mit der Begründung, daß die Verwendung der Atomenergie als Kriegswaffe die einzige Möglichkeit darstellt, um dem ständigen, das gesamte Abendland bedrohenden Vordringen des mauretanischen Volkes, das schon Spanien bis zu den Pyrenäen besetzt hat, erfolgreich Einhalt zu gebieten.

Trotzdem jedem Unbefugten der Zutritt zu Montgomery-Hall verwehrt ist, gelingt es einer mauretanischen Spionin, der russischen Baronin Jolanthe von Karsküll, dank ihren Beziehungen zu Lord Permbrooke, die Erlaubnis zum Besuch des im schottischen Hochmoor gelegenen Schlosses zu erhalten.

In Deutschland haben die Niggers-Werke seit Jahren an dem gleichen Problem gearbeitet, ohne bisher zu einem Abschluß gekommen zu sein. Durch Zufall erfährt Generaldirektor Harder, daß Friedrich Eisenecker, der früher als Ingenieur in seinem Werke gearbeitet und vor vier Jahren fristlos entlassen wurde, weil er, der Namenlose, gewagt hatte, ihn um die Hand seiner einzigen Tochter zu bitten, bei der Diskontobank einen Barren chemisch reinen Goldes deponiert hat. Er vermutet sofort, daß Eisenecker die Lösung des Problems gelungen ist, und beauftragt seinen Neffen Malte von Jerssen, alle Schritte Eiseneckers aufs schärfste zu überwachen.

Eisenecker beabsichtigt, seine Erfindung — denn er hat das Problem gelöst — in Amerika auszuwerten, und benutzt zur Ueberfahrt das Transatlantikflugschiff „Potomac“, das anlässlich der Versuche William Jeffersons, das Problem der Atomenergie unter Zuhilfenahme der in den Niagarafällen aufgespeicherten gewaltigen Kräfte zu lösen, von Hamburg aus zu einem Sonderflug nach Amerika startet. Malte von Jerssen gelingt es im letzten Augenblick, ebenfalls noch einen Platz auf dem überfüllten Flugschiff zu erhalten.

Wochenend an den Niagarafällen. Alle Gasthöfe überfüllt. Unmöglich, die Massen in den engen Mauern zu beherbergen. . . und immer neue noch, die zu Wasser, zu Lande und zu Luft herbeiströmen. In selbstgebaute Zelten, oft aus den unmöglichsten Dingen errichtet, lagerten Tausende und aber Tausende in Erwartung jenes Momentes, von dem man in den Staaten, ja in der ganzen Welt schon seit Wochen sprach. Sie erwarteten jenen Augenblick, an dem Punkt zwölf Uhr mittags alle Wasserkräfte des Niagara mit ihren fünfunddreißig Millionen Pferdestärken auf jenen Versuch Jeffersons konzentriert werden sollten. Auf jenen wunderbaren Versuch, von dessen Erfolg für das Wirtschaftsleben der ganzen Welt so unendlich viel abhängen konnte. . . wenn er gelang.

Das südliche, amerikanische Ufer der Fälle war seit einer Woche gänzlich abgesperrt. Dort hatte man in den massiven Fels der hohen Ufermauern unterhalb der Fälle einen Stollen gesprengt, der den Versuchsraum bilden sollte. Auf dem anderen, dem ehemals kanadischen Ufer staute sich die neu-

gierige Menge. Staute sich und starnte, obwohl kaum etwas zu sehen war. Nur der betonierete Stolleneingang, in den ein paar mannstarke Kabel hineinführten.

Um zwölf Uhr sollte das Experiment stattfinden. Jetzt war es elf Uhr. Schon begannen die in Flugzeugen Kommenden sich möglichst gute Plätze in der Luft zu sichern. Etagenweis stand die ungeheure Menge der Flugzeuge im Äther über den Flugseilen aufgebaut.

Die Fälle selbst donnerten jetzt, am Sonntag, mit kaum geschwächerter Kraft in die Tiefe, wie sie schon vor Hunderten und Tausenden von Jahren niedergestürzt waren. Unendliche Wassermassen, die über die Felskante fielen und Gischt und Nebel hundert Meter hoch warfen. Denn so war es ja jetzt geregelt. Wenn am Sonntagabend die großen Kraftwerke den größten Teil ihres Betriebes stilllegten, wenn nur noch ein Teil der Energie für Beleuchtungs- und Verkehrszwecke gebraucht wurde, dann schloß sich allmählich eine der Kanalschleusen nach der anderen, und die Wassermassen, deren Energie im Augenblick nicht mehr benötigt wurde, durften sich in freiem Sturze im alten Bett austoben. Ein majestätisches Schauspiel für die Besucher, die jeden Sonntag zu den Fällen kamen. Ein Schauspiel, das jedesmal bis zum Montagmorgen währte, an dem sich die Schleusen wieder öffneten und die Wassermassen zu den riesigen Turbinen leiteten.

Am heutigen Sonntag trat die Veränderung schon um elf Uhr vormittags ein. Eine Schleuse nach der anderen wurde geöffnet, ein Kraftwerk nach dem anderen nahm den Betrieb an dem sonst so heilig gehaltenen Sonntag voll auf, um seinen Beitrag an Energie für das Experiment liefern zu können. Schwächer und schwächer wurden die Wassermassen, die noch über die Felskante stürzten. Nur noch ein leises Rieselndes schwacher Rinnale. Jetzt ist der kanadische Fall fast völlig trocken, jetzt auch der Horseshoe-Fall auf der anderen Seite. Die Ziegeninsel in der Mitte, Goats-Insel, trockenen Fußes von beiden Ufern her erreichbar. Alle Kraft der Fälle arbeitete in den Werken, bereit, im entscheidenden Augenblick durch eine einzige Schalterbewegung in jenen in den massiven Fels eingesprengten Experimentierraum geleitet zu werden. Eine druckfeste Wanne dort tief im Felsen, gefüllt mit einigen wenigen Zentnern reinen Quecksilbers. Um zwölf Uhr würden sich fünfunddreißig Millionen Pferdestärken auf dieses Quecksilber stürzen, würden es. . . wie die amerikanischen Physiker erwarteten. . . zertrümmern. . . in Gold. . . in Helium. . . in Nichts. Selbst wenn das Experiment nicht in seiner ganzen Größe gelang, wenn die Atomenergie des Quecksilbers noch nicht freigemacht werden konnte, so erwartete man doch mit Sicherheit die Zerlegung und Umwandlung des Quecksilbers in einfachere Elemente.

Ein Mann in den besten Jahren, einfach gekleidet, vielleicht ein Arbeiter aus den Kraftwerken, suchte sich durch die dichtgedrängten Menschenmassen am kanadischen Ufer nach vorn zu schieben. Was ganz unmöglich schien, nach und nach war's ihm gelungen, sich bis zu den vordersten Reihen durchzudrängen. In nächster Nähe eines hochgewachsenen blonden Mannes

hielt er plötzlich an. Betrachtete den Minuten hindurch mit größter Aufmerksamkeit. Murmelte dann zu den Umstehenden etwas von Unwohlsein und begann sich wiederum hastig nach rückwärts durch die Massen zu drängen.

Jetzt blieb er wieder stehen. Stand in der Nähe eines anderen, mit äußerster Eleganz gekleideten Herrn unbestimmten Alters. Machte dem, für die Umstehenden gar nicht bemerkbar, ein Zeichen mit den Fingern, und sofort begann auch dieser andere seinen Platz zu verlassen, sich aus dem Gedränge nach hinten hin zurückzuarbeiten, wo der Platz freier, mehr Beweglichkeit möglich war. Dort stand der Elegante, holte ein Taschentuch aus der Brusttasche und breitete es umständlich aus. Es war ein weißes, großes Tuch mit einem gezackten blauen Rand. Er wischte sich damit den Schweiß von der Stirn und legte es genau so umständlich wieder zusammen, wie er es entfaltet hatte. Dann, als ob ihm das noch nicht genug, zog er ein rotseidenes Tuch heraus, mit dem er sich Luft zusäkelte, während er sich immer mehr vom Ufer entfernte. Und schließlich, als wäre ihm die Hitze ganz unerträglich geworden, entfaltete er ein neues weißes Tuch und führte auch das ans Gesicht. Dann sprang er in einen der hier stehenden Kraftwagen und fuhr in der Richtung der Stadt davon.

Im gleichen Augenblick begann sich eine der in der obersten Flugschiffreihe stehenden Helikopteren aus dem Verbande zu lösen, fuhr über den Fluß und nahm ebenfalls den Kurs zur Stadt.

Der Apparat Joversens arbeitete. Seine Spürhunde hingen an Eiseneckers Fersen und würden ihn auch hier in dieser Riesenmenge bestimmt nicht aus den Augen verlieren.

Je näher die Mittagsstunde kam, desto höher stieg die Erregung der vieltausendköpfigen Menge. Sinnlos schoben die Massen immer weiter nach vorn. Auch das umfangreiche Polizeiaufgebot vermochte nicht mehr, die befohlene Ordnung aufrechtzuerhalten. Schon gab es Verwundete und Ohnmächtige in dem gefährlichen Gedränge. Die Sanitätsmannschaften hatten alle Hände voll zu tun. Immer gewaltiger der Lärm, immer wilder die Stimmung.

Da endlich zwölf Uhr! . . . Ein Kanonenschuß erdröhte . . . sekundenlange Stille folgte. Alles starrte wie hypnotisiert auf das gegenüberliegende Ufer.

Ein leichtes Dröhnen und Brausen drang durch die Luft. Ein Zittern ging durch den Erdboden. Dann ein befreiender Aufschrei aus hunderttausend Kehlen.

Bravo! . . . Hurra! . . . Händeklatschen . . . die Massen kamen in Bewegung. Ihr Johlen und Schreien wetteiferte mit dem immer stärker werdenden Dröhnen in den Felsen des anderen Ufers.

Doch stärker und stärker wurde das Dröhnen, wurde zum Donnern . . . und dann ein häßlicher, markdurchdringender Klang. Ähnlich etwa, wie wenn das eiserne Rad eines schweren Wagens auf der Straße einen Ziegelstein zermalmt. Aber vieltausendfach stärker, millionenfach freischender. Ein Klang, bei dem es den Hunderttausenden auf dem gegenüberliegenden Ufer kalt über den Rücken rann.

Die Menge stand starr, stierte in höchster Spannung auf das gegenüberliegende Ufer, auf jene Stelle hin, wo die meterstarken Kabel in den Fels eintraten. Starrte und sah, was geschah.

Die ganze gewaltige Felswand dort drüben geriet in Bewegung, schaukelte wie im Erdbeben und klappte in immer größer werdenden Rissen auseinander. Leichter Dampf schoß aus den Spalten. Wassermassen folgten. Immer mächtiger, immer gewaltiger brachen sie aus der Felswand. In breitem Schwall sprudelten sie aus den Klüften, stürzten schäumend und donnernd in die Tiefe.

Was war das? War eine verborgene Wasserader angeschlagen? Nein! . . . Wie ein Lauffeuer ging es durch die Tausende.

Eine Katastrophe hatte sich ereignet, eine Katastrophe für die Kraftanlagen. Die riesige Energie, tief im Felsen auf einen einzigen Punkt konzentriert, hatte sich gewaltsam Luft gemacht. Sie hatte die Eingeweide der Felswand zerstört, zerbrochen, zermalmt. Die Turbinenschächte, die von den oberen Stromschnellen her das Kraftwasser zu den Werken führten, waren aufgebrochen und verschüttet, alle Kraftanlagen tot . . . unbrauchbar.

Die sinnlose Menge sah es und jubelte beim Bilde dieser Zerstörung. Was kam es noch weiter auf die Kraftwerke an? Das Experiment mußte ja gelingen sein . . . mußte ganz sicher geglückt sein. Und dann, im Besitze der neuen Energie, der Atomenergie . . . was brauchte man da noch die Wasserkraftwerke des Niagara?

Und wenn es etwa nicht vollständig gelungen war, wenn die Atomenergie noch nicht entfesselt war . . . das mußte doch zum mindesten geglückt sein, die Umwandlung des Quecksilbers in Gold. Und mit dem Golde, damit konnte man ja leichtlich neue, bessere Turbinenschächte bauen, wenn man die Kraftwerke vorläufig doch noch brauchen sollte.

Die große Menge war bei diesem Schauspiel jedenfalls auf ihre Kosten gekommen und machte ihrer Begeisterung in unendlichem Toben und Lärmen Luft.

Das Experiment William Jeffersons war zu Ende. War es wirklich gelungen? Erst nach Tagen, vielleicht nach Wochen würde man darüber etwas wissen können. Dann erst, wenn die entfesselten Wassermassen wieder abgelenkt, der Zutritt zu dem Versuchstollen wieder frei sein würde. Dann vielleicht, wenn die tobenden Fluten den ganzen Apparat nicht etwa mitgerissen und alle Ergebnisse fortgeschwemmt hatten. Jetzt wußte man noch nichts darüber. Aber schon jetzt war es für jeden Sachmann klar, daß es viele Millionen und lange Arbeit kosten würde, um die verhängnisvollen Folgen dieses Experimentes zu beseitigen und den alten Zustand der Kraftwerke wiederherzustellen.

Abendgesellschaft im Königsschloß von Madrid. Schimmernde Uniformen hoher Offiziere mischten sich mit dem schwarzen Kleid der obersten Beamten und Diplomaten. Wie ein bunter Flor dazwischen die vielfarbigen glänzenden Toiletten der Damen.

Trotzdem offensichtlich eine gewisse Auswahl unter den farbigen Vertretern getroffen war, sah man doch so ziemlich alle Typen des nordafrikanischen Völkergemisches. Hier der stolze, gelassene Maure, dort der schlanke, raffige Berber. Neben dem eleganten Lunefier der blonde, blauäugige Rifkabylo. Dazwischen die Kreuzungen aller dieser Rassen. Mischlinge aus europäischem und afrikanischem Blut.

Unter den Damen die gleichen Erscheinungen. Die entblößten Nacken und Arme blühend von kostbarem Schmuck, übergossen vom Sonnenglanze der elektrischen Lampen.

An der Seite der Fürstin Iraklis, welche für die sehleude Hausfrau die Honneurs machte, Prinz Ahmed Suad, der Bruder des Kalifen. Das Anlitz schwach gebräunt, unter den schweren Lidern ein paar dunkle Augen. In ungezwungener Haltung begrüßte er jeden Gast mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit.

Jetzt verweilte er lange bei einem hohen Offizier, dem der linke Armel leer an der Uniform hing. Das war Fürst Murad Iraklis, der berühmte Führer der maurischen Vorhut. Sein Haar war schon stark ergraut, doch straff die Haltung, ungebeugt die Gestalt. Das ebenmäßig geschnittene Gesicht, die helle Hautfarbe ließen ihn durchaus als Europäer erscheinen. Fürst Iraklis, der Georgier, der Kaukasus seine Heimat. Doch

nach einem Zwist mit Soliman el Gazi, dem Kalifen des neuen asiatischen Reiches, war der Feuerkopf außer Landes gegangen, war der Paladin des maurischen Kalifen geworden.

An seiner Seite ein junges blondes Mädchen. Nordländischer Typ unverkennbar. Bewundernd blickten die blauen strahlenden Augen auf das glänzende Bild dieser Gesellschaft . . . und doch wäre ein gewisser müder, abgespannter Ausdruck in den feinen Zügen dem aufmerksamen Beobachter kaum entgangen. Es war Modeste von Karsküll, die Schwester der Baronin Jolanthe. Die schöne Russin, wie sie in der Madrider Gesellschaft genannt wurde.

Erst seit kurzem weilte sie hier. So überraschend und verwirrend war alles gekommen. Vor wenigen Wochen noch in Livland auf dem einsamen Lirsenhof. Und dann plötzlich diese Reise nach Spanien, hier die Einführung in die Gesellschaft und bei Hofe.

Jolanthe hatte sie von dort geholt. Wollte sie der Einsamkeit entreißen, ihr die Schönheiten Europas zeigen.

Das Reiseziel? Alle Hauptstädte Europas standen auf dem Programm. Der Tod des alten Fürsten Iraklis warf es über den Haufen.

Ein gewaltiger Besitz hatte seinen Herrn verloren. Zwar ging der bedeutendste Teil davon an den Fürsten Murad Iraklis, aber große Liegenschaften fielen auch an Jolanthe. Eine Auseinandersetzung war notwendig. So ging sie nach Spanien, und so kam Modeste von Karsküll nach Madrid. Herzlich hier die Aufnahme der Schwestern im Hause des Gouverneurs.

Aber dann . . . Modeste hatte die Gründe dafür nicht recht verstehen können . . . dann mußte Jolanthe plötzlich in einer wichtigen Angelegenheit nach London fahren. Auf kurze Zeit nur, hieß es. Täglich wurde sie jetzt zurück erwartet. Inzwischen boten die Verwandten alles auf, um Modeste den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, ihr durch Zerstreuungen und Unterhaltungen aller Art über die Trennung hinwegzuhelfen.

Prinz Ahmed Guad, der Regent, kam öfters in das Haus des Gouverneurs. Hier sah er Modeste das erste Mal. Tief war der Eindruck, den Modestes taufrische Jugend, in blonder Schönheit blühend, auf den maurischen Fürsten machte. Tief die Leidenschaft, die das Blut des reifen Mannes entflammte. Immer häufiger wurden die Besuche des Prinzen, so häufig bald, daß ihre Ursache dem Fürstenpaar nicht länger verborgen bleiben konnte. Auch in der Gesellschaft huldigte der Prinz der jungen Baronin in solcher Weise, daß es vielen auffiel.

Modeste, betäubt und berauscht von dem glänzenden Leben dieser Hofreise, in das sie so plötzlich getreten war, ließ sich seine Huldigungen ahnungslos gefallen. Die vornehme, unaufdringliche Art, in der Prinz Ahmed sie mit den Beweisen seiner Ergebenheit umgab, schmeichelte ihr.

Erst allmählich gelang es ihr, den klaren Blick wiederzugewinnen. Mit Erschrecken hatte sie wahrgenommen, daß die Worte und Blicke des Prinzen mehr bedeuteten als die üblichen Huldigungen. Was sollte sie tun? Sich der Fürstin Iraklis anvertrauen, diese um Rat fragen? Sie ließ den Gedanken bald wieder fallen.

So ganz anders stand sie ja der Familie des Gouverneurs gegenüber als Jolanthe, die durch enge Blutsverwandtschaft mit dem Fürsten Iraklis verbunden war. Ihr wollte es nicht gelingen, ein wärmeres Gefühl für die Fürstin zu fassen. Zu vieles schied sie innerlich von der Frau, die auf Seiten der Gegner des europäischen Vaterlandes stand.

Gegner des Vaterlandes? Modeste begann in diesen Wochen, da Jolanthe in London weilte, über die Verhältnisse nachzudenken. Fürst Murad, der rechte Oheim Jolanthes, der Eroberer Spaniens, das Schwert des Kalifen. Jolanthe, die Schwester? Fühlte die noch für das europäische Vaterland, oder stand ihr Herz auf der Seite der maurischen Eroberer?

Modeste erschrak bei dem Gedanken. Sie fühlte, daß sie hier allein stand, ihre Sache allein auskämpfen mußte. Bis die Schwester wiederkam, bis sie dies Land verlassen, nach Europa zurückkehren konnte. Zurück, wenn es sein mußte, selbst in die enge Stille des Lirsenhofes.

Sie nahm sich vor, sich dem Prinzen gegenüber so reserviert wie möglich zu verhalten, seine Nähe, so gut es ging, überhaupt zu meiden. Und erreichte damit doch nur das Gegenteil. Mehr denn je bemühte er sich jetzt um sie und zeichnete sie vor aller Welt in einer Weise aus, daß kein Zweifel an seinen Gefühlen bestehen konnte. Jetzt wieder, als der Prinz so auffällig lange bei ihr verweilte, glaubte sie zu spüren, wie die Blicke der Gesellschaft auf ihr brannten, glaubte das Geflüster zu hören, das von Mund zu Mund durch den Saal ging.

Da brandeten die Wellen der Musik durch den weiten Raum. Eine tiefe Verbeugung des Prinzen. Er reichte Modeste den Arm und eröffnete mit ihr den Ball. Röte und Blässe wechselten in ihren Zügen. Schwankend ging sie an seiner Seite. Fast körperlich glaubte sie jetzt die Blicke der Gäste zu fühlen. Diese Auszeichnung vor den Augen der Hofgesellschaft . . . kaum, daß sie die Kräfte fand, die freundlichen Worte, die der Prinz zu ihr sprach, zu erwidern.

Erlöst atmete sie auf, als der Rundgang beendet war und der Prinz sie zu dem Fürstenpaar zurückführte. Wie hilfesuchend wollte sie sich an den Arm der Fürstin hängen, doch die erhobene Hand fiel zurück, als sie das strahlende, viel-sagende Lächeln in deren Mienen sah. Hier war es vergeblich, Beistand zu suchen. Alleinsein der einzige Wunsch.

Mit unsicheren, zitternden Gliedern gelang es ihr, sich aus dem Gedränge der Gäste zu entfernen. In einer Ecke des großen Wintergartens sank sie erschöpft auf eine Bank nieder. Die Stille, die kühle Luft hier beruhigte sie. Allmählich gelang es ihr, ihre Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Sie wollte sich erheben, in den Saal zurückkehren, da stand der Prinz vor ihr.

„Verzeihung, Baronin . . . Ihr Entfernen . . . Sie fühlen sich nicht wohl? . . . Ich bin besorgt.“ Er blickte in ein farbloses Antlitz, das sich abzuwenden versuchte. Wie abwehrend hob Modeste die Hand. Der Prinz ergriff sie, hielt sie fest.

„Baronin . . . Modeste, ich glaubte Ihr Vertrauen zu besitzen . . . ich fühle, daß Ihre Freundlichkeit gegen mich geringer . . . habe ich Sie gekränkt?“

„Nein, Königliche Hoheit haben mich nicht gekränkt . . . ich wüßte auch nicht, daß ich mich irgendwie geändert hätte.“

„O doch! Sie sind ganz anders in der letzten Zeit geworden. Die schöne Freundschaft, die Sie mir am Anfang unserer Bekanntschaft gönnten, die mich so sehr beglückte, ist verschwunden . . . habe ich das verschuldet?“

Der Prinz stockte. Modeste fühlte den zitternden Unterton seiner Stimme, fühlte, wie er immer fester ihre Hand umklammerte.

„Modeste . . .?“ Drängend, werdend, klang der Name ihr ins Ohr. Mit aller Kraft versuchte sie den Bann zu brechen, in den die Stimme sie zu zwingen drohte. Nach einer Pause kam ihre Antwort.

„Was wünschen Königliche Hoheit?“

Ihre Stimme klang fest. Das scharf hervorgehobene Wort „Königliche Hoheit“ im Gegensatz zu seiner vertraulichen Anrede brachte ihn ein wenig zu sich.

Mit einer raschen Bewegung machte Modeste ihre Hand frei.

„Verzeihung, Baronin . . . wenn ich irrte, wenn ich glaubte . . .“

Noch einmal suchte er ihre Hand zu erfassen. Sie barg sie hinter sich, wandte sich wie zur Flucht.

Er vertrat ihr den Weg.

„Noch eine Frage, noch die letzte, Baronin . . .“  
„Königliche Hoheit!“ Die Stimme seines Adjutanten klang vom Eingang her. Ahmed Suad zuckte zusammen. Mit drohender Miene wandte er sich um. Der Adjutant kam auf ihn zugeföhrt.

„Was ist?“ Die Stimme des Prinzen klang heifer vor Zorn.

„Das Telegramm aus England, Königliche Hoheit!“

In der Stimme des Offiziers klang etwas, das den Prinzen aufhören ließ.

„Das Telegramm?“

„Jawohl, Königliche Hoheit. Ich glaubte die Nachricht unverzüglich . . .“

„Gewiß! . . . Natürlich . . . Sie sind vollkommen entschuldigt. Rufen Sie den Fürsten Iraklis sofort in mein Arbeitszimmer! Die Gesellschaft . . . entschuldigen Sie mein Fernbleiben, gnädigste Baronin! Die Staatsgeschäfte zwingen mich, dem schönsten Fest den Rücken zu kehren.“

Er reichte Modeste den Arm und führte sie zum Ballsaal zurück. Am Eingang beugte er sich über ihre Hand. Sein Blick suchte ihr Gesicht, es war abgewandt.

„Die Frage . . . Baronin, später werde ich sie . . .“

Noch ehe er den Satz vollendet, war Modeste von seiner Seite verschwunden. Er verfolgte sie mit den Blicken, sah sie im Gemühl der Gäste zur Fürstin Iraklis eilen. Der Adjutant riß ihn aus seinem Sinnen.

„Das Telegramm aus England, Königliche Hoheit.“

Fürst Iraklis saß dem Prinzen gegenüber. Die chiffrierte Depesche lag auf dem Tisch zwischen ihnen. Trotzdem niemand außer ihnen in dem großen Raum war, sprachen sie nur flüsternd miteinander, als fürchteten sie, daß die Wände Ohren hätten. Beide befanden sich, es war unverkennbar, in starker Erregung. Aber ihre freundigen Mienen verrieten, daß die Nachricht nicht nur wichtig, daß sie auch gut sein mußte.

Der Prinz sprach.

„Und wem verdanken wir diesen wichtigen Erfolg? Einzig und allein Ihrer Richte, Fürst. Ohne sie wäre es wohl niemals gelungen.“

„Ich bin beglückt, Königliche Hoheit, daß es ein Mitglied meiner Familie war, dem unsere Sache das zu verdanken hat.“

„Sie dürfen stolz darauf sein, Fürst Murad. Der bewundernswürdige Geist Jolanthes . . . sie hat schon manche Probe gegeben, das hier ist das Beste, was sie je geleistet. Die Art und Weise, wie sie alles vorbereitet . . . die Kühnheit und glückliche Ausführung dann . . . es verdient uneingeschränkte Bewunderung und Anerkennung. Mein Bruder, der Kalif, wird mit den Beweisen seiner Huld nicht zurückhalten . . . soweit es möglich ist, ohne Jolanthes Verhältnis zu uns zu enthüllen.“

„Es ist meine ständige Sorge, Königliche Hoheit, daß eines Tages die Mission Jolanthes bekannt würde. Die Folgen für sie wären unausdenkbar.“

„ . . . Unausdenkbar. Das muß in jedem Falle vermieden werden.“

„Ich habe ihr schon mehrfach Vorstellungen gemacht. Sie zu größerer Vorsicht gemahnt. Sie lacht mich aus. Ich kenne Jolanthe aus ihrer frühesten Kindheit. Sie war stets ein streitbarer, schwer zu bändigender Charakter. Tollkühn, waghalsig, jedem Sport zugeneigt, der Gefahren in sich barg. Sie bedauerte es immer, nicht als Mann auf die Welt gekommen zu sein. Stundenlang konnte sie von den großen Taten schwärmen, die sie dann ausrichten würde. Als der letzte Krieg gegen die Russen ausbrach, war sie eines Tages aus meinem Hause verschwunden.“

Der Prinz nickte.

„Ich hörte davon. Sie soll es fertiggebracht haben, als Freiwillige . . . nein, als Freiwilliger in das Heer Solimans einzutreten.“

„Sie hat es in der Tat fertiggebracht, Königliche Hoheit. Wir mußten lange Zeit suchen, bis es uns gelang, sie zu finden. Soliman el Gazi ließ sie sich vorstellen. Sie fiel ihm zu Füßen und bat, im Heere bleiben zu dürfen. Er schlug es ihr natürlich ab. Als sie bei ihrer Bitte beharrte, machte ein Adjutant scherzend den Vorschlag, sie möchte doch die russischen Kriegspläne aus Moskau holen und uns bringen.“

Ich sehe noch, wie Jolanthe aufhorchte, überlegte, dann plötzlich, als hätte sie einen Entschluß gefaßt, aufsprang und davonlief. Die anderen lachten. Ich, der Jolanthe kannte, äußerte Bedenken. Doch Königliche Hoheit kennen ja die Geschichte von früher her.“

„Ich hörte davon sprechen . . . andeutungsweise.“

Der Prinz schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Es ist nicht gut für uns . . . gefährlich für Jolanthe, wenn diese Geschichten zu vielen bekannt werden. Ich hörte nur, daß sie auch hier das Unmögliche möglich machte.“

„So war es in der Tat, Königliche Hoheit. Vier Wochen nach jener Szene stieß ein Flugzeug im türkischen Hauptquartier nieder. Jolanthe trat heraus. Sie hatte es selbst gesteuert, verlangte, zum Sultan geführt zu werden. Zufälligerweise war es derselbe Adjutant von damals, der sie empfang und lächelnd nach den Kriegsplänen fragte.“

Statt der Antwort legte sie ein umfangreiches Paket auf den Tisch. Man glaubte immer noch an einen Scherz. Man öffnete es, und es waren die Abschriften der russischen Pläne. Wie sie das zutage gebracht hat? Man muß es aus ihrem Munde selbst hören. Wenn sie wiederkommt . . .“

„Wann denken Sie, daß wir Jolanthe wieder hier haben werden?“

„Das hängt von unserem Londoner Botschafter ab. Er allein kann die Situation klar beurteilen.“

„Sie wird ihre Schwester Modeste später mit nach London nehmen?“

„Sie hatte die Absicht, Königliche Hoheit.“

Ein Schatten lief über das Gesicht des Prinzen.

„Ich würde das sehr bedauern . . .“

„Gestatten mir Königliche Hoheit gnädigst ein offenes Wort?“

„Bitte, Fürst Iraklis, sprechen Sie!“

„Die Auszeichnung, mit der Königliche Hoheit Modeste von Karaküll beehren . . . so ehrend sie auch ist, ist doch geeignet, in den Augen der Gesellschaft . . .“

Der Prinz richtete sich hoch auf.

„Die Gesellschaft? Wer wagt es, Modeste . . .?“

„Ich bitte, Königliche Hoheit! Niemand wagt es . . . doch dürfte es genügen, die Gesichter der einzelnen zu beobachten, um zu wissen, wie man darüber denkt.“

Der Prinz war aufgesprungen und schritt erregt auf und ab.

„Die Gesellschaft!“ Ein bitteres Lachen begleitete die Worte. „Ja, ja, die Gesellschaft. Ich hätte sie besser kennen sollen. Nichts ist dieser sensationslüsternen Menge heilig. Nichts bleibt von ihren unlauteren Gedanken verschont . . .“

Ein Zug zweifelnder Freude glitt über sein Gesicht. Sollte es das gewesen sein, was Modeste so verwandelte? Sollte die Furcht vor dem Urteil der Menge, der Meinung ihrer Umgebung die Ursache sein? Daher vielleicht der Zwiespalt ihrer Gefühle, daß sie über die Lauterkeit seiner Pläne in Unklarheit geraten?

Er trat an den Fürsten heran und legte ihm leicht die Hand auf die Schulter.

„Sie selbst, mein Fürst, haben, ich bin dessen gewiß, niemals geglaubt, daß ich aus anderen als rein freundschaftlichen Gefühlen heraus den Verkehr in Ihrer Familie gepflogen habe. Schon meine hohe Achtung vor Ihnen dürfte Ihnen Gewähr geben, daß es mir fern liegt, der Ehre Ihres Hauses zu nahe zu treten . . .“

Der Prinz stockte, als würde es ihm schwer, die Worte zu finden, sprach dann langsam weiter.

„Ich selbst habe es eine Zeitlang nicht vermocht, mir über meine Gefühle klare Rechenschaft zu geben. Die verschiedenen Verhältnisse . . . politische Ermägungen . . . Sie verstehen.

Jetzt bin ich mir vollständig im klaren. Hören Sie! Ich habe bei meinem Bruder als dem Oberhaupt der Familie angefragt, wie er sich zu meiner Heirat mit Modeste stellen würde.“

Fürst Traklis war aufgestanden und beugte sich tief über die Hand, die der Prinz ihm entgegenstreckte.

„Ich verhehle Ihnen nicht, Fürst Traklis, daß es, von der Seite des Kalifen aus gesehen, Gründe gibt, die dagegen sprechen. Ich hoffe jedoch, daß er sich meinen Darlegungen nicht verschließen und meiner Bitte ein gnädiges Ohr schenken wird. Blicke nur das Wichtigste: wie wird Modeste meinen Antrag aufnehmen?“

„Ich hoffe, königliche Hoheit, daß meine Nichte die hohe Ehre genügend zu schätzen weiß.“

„Mein lieber Fürst, ich weiß es nicht. Ja, ich muß sagen, daß ich über Modestes Gefühle gegen mich in Unklarheit und Zweifel bin.“

Es wäre mir sehr angenehm, wenn Jolanthe recht bald nach Madrid käme. Ihr Einfluß, ihr diplomatisches Geschick würden mir die Bahn ebnen. Mein Vertrauen zu ihr ist unbegrenzt.“

„Königliche Hoheit, ich glaube kaum, daß Jolanthe vor einer Woche nach Madrid kommen wird. Ich werde es mit allen Mitteln versuchen, ihre Rückkehr zu beschleunigen. Man könnte die Erbschaftsangelegenheit benutzen . . . ihr vielleicht sogar durch das englische Auswärtige Amt Nachricht zukommen lassen, die ihre Reise hierher als unbedingt nötig und eilig erscheinen läßt. Ich will versuchen, es auf diesem Wege zu erreichen.“

Der englische Staatsrat war versammelt. Der Ministerpräsident kam zum Schluß seiner Ausführungen.

„Die Hoffnung, daß es Professor Syndham gelingen würde, den Apparat in Betrieb zu bringen, hat sich nicht erfüllt. Es war unsere letzte Hoffnung. Ich halte es danach für ausgeschlossen, sich noch länger dem Drängen aller europäischen Bundesstaaten zu widersetzen . . .“

Murren, halblaute Zwischenrufe in der Versammlung . . . „Unmöglich . . . unerhört . . . eine Blamage der englischen Wissenschaft vor ganz Europa!“ . . .

Der Minister wartete, bis der Lärm wieder abebbte, sprach dann weiter.

„Ich verstehe Ihren Widerspruch. Aber für die außen- und innenpolitische Lage Europas ist die schnelle Lösung des Montgomeryschen Rätsels von unendlicher Wichtigkeit. Eine weitere Verzögerung könnte bedeutende Wendungen bringen, über deren Charakter ich mich wohl nicht näher auszulassen brauche.“

Wieder zwangen lebhaftere Zwischenrufe den Redner, eine Pause zu machen. Mit erhobener Stimme fuhr er danach fort:

„Das britische Ministerium hat daher einstimmig beschlossen, der europäischen Bundesregierung ihre Bereitwilligkeit zu erklären, den Apparat Montgomerys durch andere, von den Regierungen in Vorschlag zu bringende Physiker untersuchen zu lassen. Es kämen da natürlich in erster Linie die deutschen Sachverständigen der Riggers-Werke in Betracht. Ich hoffe, daß der Staatsrat zu diesem Vorschlag des Ministeriums sein Einverständnis geben wird.“

Eine überaus lebhafte Debatte begann. Stundenlang stritt man in heftigem Für und Wider.

Eine ungeheure Blamage für England! Ein vernichtendes Armutszeugnis für die englische Wissenschaft. Immer wieder kam der Ruf aus dem Munde der Redner. Je weiter die Zeit vorrückte, desto unsicherer wurde der Erfolg einer Abstimmung.

Noch einmal erhob sich der Ministerpräsident, um die Argumente der Gegner zu widerlegen. Kaum hatte er seine Rede begonnen, als ihm durch einen Sekretär eine Depesche überbracht wurde. Er hielt kurz inne und überflog die wenigen Worte.

Was war das? Was war von solcher Wichtigkeit, daß man ihn damit in seiner Rede störte?

Die ganze Versammlung starrte auf den Präsidenten, der . . . ja, was war mit dem? Jemande persönliche Angelegenheit? Das Gesicht des Ministers war so weiß wie das Blatt in seiner zitternden Hand. Seine Lippen bewegten sich tonlos. Mechanisch tupfte er mit dem Taschentuch über die Stirn, als wäre es ihm zu heiß. Immer wieder irrten seine Augen verstört über die Depesche.

Eine peinliche Pause. Was hatte er? Was stand in der Depesche?

Endlich! Der Präsident gab sich einen Ruck.

„Meine Herren!“ Seine Stimme stotterte, als hätte er sie noch nicht in der Gewalt. „Meine Herren . . . eine Mystifikation . . . die Nachricht hier . . . aus Montgomery-Hall . . . der Apparat . . . er ist . . . er soll verschwunden . . . gestohlen sein! Ich kann es nicht . . .“

Als hätte der Blitz in die Versammlung geschlagen, war die Wirkung dieser Worte. Sie saßen alle starr, schauten mit schreckensbleichen Gesichtern auf den Minister. Dann . . . ein Aufruhr, allgemeiner Tumult.

Sie sprangen von ihren Sätzen, stürzten auf den Präsidenten zu, umringten ihn, bestürmten ihn mit Fragen . . .

Einer riß ihm die Depesche aus der Hand. Zehn Hände streckten sich danach, um sie ihm zu entreißen. Doch der sprang auf einen Stuhl, entfaltete das Papier und las mit lauter Stimme.

„Montgomery-Hall, den 18. Juni, 10 Uhr vormittags. Leutnant Steffenson und Mac Ivor öffneten um 9,30 Uhr das Laboratorium. Die Tür ordnungsgemäß verschlossen und gesichert. Im Laboratorium alles in Ordnung. Der Apparat Montgomerys verschwunden. Sämtliche Sicherungen des Schlosses revidiert. Alle eingestellt, in Ordnung. Unmöglich, daß der Apparat aus dem Schloß entfernt ist. Alle Räume des Schlosses durchsucht. Nichts gefunden. Die Nachforschungen werden fortgesetzt. Leutnant Steffenson, Mac Ivor.“

Der Ministerpräsident hatte seine Fassung wiedergewonnen.

„Meine Herren!“ Seine Stimme schallte durch das Getöse und den Wirrwarr im Saale. „Meine Herren, wollen Sie sich auf Ihre Plätze begeben. Die Angelegenheit erfordert, daß wir mit größter Ruhe und Überlegung die Schritte beraten, die zu tun sind. Vorerst verpflichte ich Sie alle zur strengsten Verschwiegenheit. Die Öffentlichkeit darf nichts erfahren, bevor der Tatbestand nicht völlig klargestellt ist.“

Zur Sache selbst beantrage ich, daß eine sofort zu wählende Kommission sich im Flugschiff nach Montgomery-Hall begibt. Scotland Yard stellt dazu drei ausgewählte Detektive. Die Professoren Syndham und Farland werden aufgefordert, sich anzuschließen. Keiner jedoch erfährt den Zweck vor dem Betreten des Schlosses.“

Der Antrag wurde ohne Debatte angenommen. Unverzüglich wurde zu seiner Ausführung geschritten.

Dreimal vierundzwanzig Stunden später. Alle Lautsprecher der Welt schrien es der Menschheit in die Ohren:

Montgomerys Apparat aus Montgomery-Hall verschwunden!

Die Welt hielt den Atem an. Schwer war es, zu sagen, welche Nachricht stärker in ihrer äußerlichen Wirkung, die von Montgomerys Tode oder die vom Verschwinden des Apparates. Rätselhaft war das Vorkommnis. Immer unlöslicher wurde das Rätsel, je mehr man nach einer Erklärung suchte, je länger die Untersuchung sich hinzog.

Die englische Regierung hatte einen schweren Stand. Die Zentralregierung, die Regierungen der Einzelstaaten, die gesamte Presse luden ihr die Verantwortung auf. Das englische Kabinett trat, dem allseitigen Druck weichend, zurück.

Der europäische Staatsrat trat zu einer Sondersitzung zusammen. Nur einen Punkt hatte die Tagesordnung: Der Diebstahl des englischen Apparates.

Hier sprach man nicht mehr von einem Verschwinden. Man setzte ohne weiteres voraus, daß der Apparat von interessierter Seite entwendet worden sei . . . trotz allen Sicherungen und trotz allen Wachen gestohlen worden sei. Es regnete Vorwürfe gegen die englischen Vertreter und die englische Regierung, die die Erfindung für sich behalten wollte. Nach einer heftigen Rede des französischen Delegierten erhielt der deutsche Vertreter das Wort. Auch er machte der englischen Regierung den Vorwurf der Fahrlässigkeit. Sicherungen und Schutzmaßnahmen, die einen Diebstahl nicht unmöglich machten, seien eben keine ausreichenden Maßnahmen. Ausgeschlossen sei es, daß etwa ein europäischer Staat an dem Diebstahl beteiligt sein könne. Zweifellos sei der Apparat von einer Europa feindlichen Seite entwendet worden. Unausdenkbar wären die Folgen, wenn es dieser Stelle auch noch gelänge, den Apparat in Tätigkeit zu setzen. Der Redner fuhr fort:

„Die Hoffnung Europas klammerte sich an diesen Apparat. Bot er doch die Möglichkeit, dem Kontinent das alte Übergewicht wieder zu schaffen. Jetzt ist nicht nur das Übergewicht, sondern auch das Gleichgewicht dahin. Dieser Apparat, diese Riesenenergie . . . es war das einzige, was uns helfen konnte. Er versprach uns neue Lebensmöglichkeiten, Gelegenheit, unseren Menschenüberfluß unterzubringen. Es hätte uns auch die Möglichkeit gegeben, einen neuen Waffengang gegen die Eindringlinge in Spanien mit der Aussicht auf besseren Erfolg zu versuchen, die Iberische Halbinsel für Europa zurückzugewinnen.

Meine Herren, stellen Sie sich vor, der Apparat wäre in maurischen Händen. Der Gedanke wäre nicht auszudenken. Unsere an sich schon übermächtigen Feinde im Besitz des Apparates, es wäre das Ende Europas!“

Gewaltig war der Eindruck dieser Rede auf die Versammlung. In aller Schärfe war hier ausgesprochen, welche furchterliche Gefahr der Besitz des englischen Apparates für ganz Europa bedeutete. Der englische Vertreter nahm das Wort, um die Erregung zu dämpfen. Er gab zur Entschuldigung seiner Regierung eine genaue amtliche Darstellung der Verhältnisse und Sicherheitsmaßnahmen in Montgomery-Hall. Er verwies auf die bisher freilich leider negativen Ergebnisse der britischen Polizei, und er schloß mit britischem Hochmut: „Mag's gestohlen haben, wer will, in Betrieb wird den Apparat niemand setzen können. Was der Blüte unserer englischen Wissenschaft nicht gelang, wird auch keinem anderen gelingen.“

Ein Murren ging bei diesen Worten durch die Versammlung. Noch einmal nahm der deutsche Vertreter das Wort.

„Ich kann die Ansicht meines englischen Kollegen nicht teilen. Die deutsche Regierung hat es als unfreundlichen Akt empfunden, daß man ihr Auerbieten, deutsche Gelehrte zur Mitarbeit heranzuziehen, glatt ablehnte. Ich spreche ja kein Geheimnis aus, wenn ich sage, daß auch bei uns auf dem gleichen Gebiete gearbeitet wird. Die Versuche der Riggers-Werke sind noch weit vom Abschluß entfernt. Man hat bei uns erst bedeutend später mit diesen Arbeiten begonnen. Aber trotzdem hätte es . . . wenn nicht die Höflichkeit, so doch das Interesse Europas erfordert, daß man mindestens einige Physiker der Riggers-Werke zur Lösung der Aufgabe mit herangezogen hätte. Ich will nicht behaupten, daß die englischen Physiker den deutschen Gelehrten nachstehen. Aber ich glaube, daß eine Lösung des Problems mit vereinten Kräften

wahrscheinlicher gewesen wäre, und ich kann England den Vorwurf nicht ersparen, daß es durch sein Verhalten diese Möglichkeit vereitelt hat.

Dieser gestohlene Apparat ist jedenfalls zu Lebzeiten Montgomerys in Betrieb gewesen. Die Möglichkeit, ihn wieder in Betrieb zu setzen, besteht. Wehe unserem armen Europa, wenn das von feindlicher Hand geschieht!“

Die Sitzung des Staatsrates ging ihrem Ende zu. Blichartig hatte sie die schwere Gefahr erhellte, die ganz Europa aus der gegenwärtigen Situation erwachsen konnte, wahrscheinlich erwachsen mußte. Wirksame Mittel zur Abhilfe konnten auch die in diesem Rat versammelten Staatsmänner nicht schaffen. Von Tag zu Tag steigerte sich die allgemeine Nervosität. Auch im großen Publikum begann ein Rätselraten. Wer konnte den Apparat haben? Wer hatte das größte Interesse daran, ihn in seinen Besitz zu bringen?

Kein europäischer Staat! Das wurde allgemein angenommen.

Aber wer sonst? . . . Amerika? Die Vereinigten Staaten von Amerika? Kamen die ernsthaft für den Diebstahl in Betracht? Man erinnerte sich, daß ja jenes gewaltige Experiment Jeffersons erst am 18. Juni stattfand, während der englische Apparat schon einen Tag früher entwendet wurde . . . Da war es wenig wahrscheinlich, daß Amerika seine Hand dabei im Spiele hatte.

Das japanische Inselreich? Nach früheren Erfahrungen und Vorkommnissen war man geneigt, ihm auf dem Gebiete der Spionage und selbst der Eskamotage mancherlei zuzutrauen. Aber es fehlte an jeder Spur eines Beweises. Bisher hatte Japan äußerlich wenigstens noch nicht das geringste Interesse an dem großen Problem der Atomenergie gezeigt.

Blieben dreitens und leztens die neuen islamitischen Reiche in Nordafrika und Asien. Das mauretanische Reich Abdurrahmans, das ägyptische Kalifat und das große islamitische Reich in Asien, welches die Länder vom Suezkanal bis nach Turkestan umfaßte. Die hätten alle drei wohl Grund gehabt, sich des Apparates zu bemächtigen, um in dessen Besitz desto kräftiger und feindlicher gegen Europa aufzutreten. Aber auch hier führte kein Weg vom Verdacht bis zum Beweis.

Das Rätselraten ging weiter. Alarmierende Nachrichten durchliefen die Presse der ganzen Welt. Bald hier, bald dort vermutete man den verschwundenen Apparat. Detaillierte Berichte über seine an diesem und jenem Orte der Welt beobachteten Wirkungen schwirrten durch die Spalten der Weltpresse. Besonders findige Berichterstatter wollten Leute gesprochen haben, die den gläsernen Kästen Montgomerys sogar gesehen hatten.

Aber immer wieder war es blinder Alarm. Die Wirkungen, die man dem Apparat zuschrieb, stellten sich stets als ganz natürliche Vorkommnisse, als Seebeben, Vulkanausbrüche oder Wirbelstürme heraus, die man auch schon vor Montgomerys Erfindung beobachten konnte.

Die Wochen verstrichen darüber, und immer dichter, immer undurchdringlicher wurde der mysteriöse Schleier, der über dieser Affäre lag. Im Gedächtnis der großen Menge begann das Ereignis zu verblassen, von anderen, neuen Geschehnissen verdrängt zu werden.

Zwei Männer aber lebten in Europa, die es nicht vergaßen. Der Generaldirektor Harder, der jetzt sein Versuchswerk auf der Nordseeinsel Warnum mit Sicherungen spickte und verschanzte, zehnmal so undurchdringlich und zehnmal so todbringend als die von Montgomery-Hall . . .

Und außerdem — Friedrich Eisenecker.

Fortsetzung folgt.

# Biblische Stätten.

Von Helene Wulff.



Strasse in Jaffa.

Zumitter dreier Kontinente gelegen und doch weltabgeschlossen durch schroffe Bergzäune, weite Wüsten und Meere, nimmt Palästina schon durch seine geographische Eigenart eine Sonderstellung unter allen Ländern ein. Ebenso einzigartig ist seine Geschichte, die es zur Wiege der drei bedeutendsten abendländischen Religionen machte. Judentum, Christentum und Islam sehen in Palästina das Land der Ver-

heißung und haben in ihm ihre höchsten Heiligtümer, um die sie kämpften und litten, und die sie verteidigen bis zum heutigen Tage.

Abgesehen von Mekka, dem Ziele ihrer Pilgerfahrt und ihres Gebetes, ist der Muselmanen höchstes Heiligtum der Felsendom in Jerusalem, der sich auf der Stätte des einstigen Tempels Salomonis erhebt. Umgeben von der Märchenpracht des Orients, befindet sich hier der Stein, von dem aus der Prophet sich nach dem Glauben der Mohammedaner zum Himmel hinaufschwang. Dieser Stein, auf dem die Fußspur Mohammeds gezeigt wird, ist auch der Opferaltar, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak (bei den Mohammedanern ist es Ismael) opfern wollte. Östlich von Jerusalem liegt der berühmte mohammedanische Wallfahrtsort Nebi Musa (das Grab des Moses), zu dem alljährlich am Karfreitag die Pilgerzüge mit wehenden Fahnen und Trompetengeschmetter ziehen. Mehrere Tage findet ein Volksfest mit allen möglichen Belustigungen statt, ehe die Pilger unter feierlichem militärischem Geleit wieder heimziehen. Die biblische Auffassung deckt sich hier nicht mit der mohammedanischen, denn nach der Bibel muß Moses jenseits des Jordans gestorben sein.

In schärfstem Kontrast zu diesen muselmanischen Stätten der Freude und des religiösen Triumphes steht das Heiligtum der Juden — die Klagemauer —, ein gewaltiger, etwa 18 Meter hoher, aus riesigen Quadern gefügter Mauerrest, der noch von der Mauer des zerstörten Tempels herrührt. Tag für Tag, besonders am Sabbat und an den Festtagen, klagen und weinen hier Männer und Frauen, den Kopf an die altersgeschwärzten Steine gelehnt, über ihr verlorenes Reich, ihren zerschmetterten Tempel, ihr zerstreutes Volk.

Umweit der Klagemauer erhebt sich das größte christliche Heiligtum, die Grabeskirche, die über dem Felsengrab gebaut ist, in dem der Leib Jesu bis zur Stunde der Auferstehung ruhte. Schon das Alter dieser Kirche ist ehrfurchtgebietend: sie wurde von Kaiser Konstantin im Jahre 330 erbaut und



Jerusalem, die „hochgebaute“ Stadt.

wiederholt zerstört, die Grabkapelle in ihrer heutigen Gestalt stammt aus der Zeit der Kreuzzüge. Doch der Pilgertrübe und der Zank der verschiedenen Konfessionen und Sekten, der nicht selten in blutige Schlägereien ausartet, stören gelegentlich die Weihe dieses heiligsten Ortes der Christenheit.

Von Pilgern aller Länder umlagert ist auch die nahe Kapelle der Kreuzerhöhung, unter deren Altartisch ein silbergefäßtes Loch gezeigt wird, in dem das Kreuz gestanden haben soll. Das Leben und Wirken Jesu aber führt hinaus vor die Tore Jerusalems, das heute, auf dem Schutt des einstigen Zion gebaut, nur noch wenig Ähnlichkeit mit der „hochgebauten“ Stadt der Bibel besitzt. Dicht vor der Stadt, jenseits des Tales, durch das sich das meist trockene Bett des Baches Kidron zieht, erhebt sich der Beherrscher der ganzen Landschaft, der Ölberg. An seiner Westseite liegt, von Franziskanermönchen gehütet und gepflegt, mit seinen uralten Ölbäumen der Garten Gethsemane, eine Stätte der höchsten Weihe und des tiefsten Gottesfriedens.

Nur wenige Kilometer vor den westlichen Toren Jerusalems liegt auf einem Höhenrücken, umgeben von fruchtbarer Landschaft, mit seinen hell leuchtenden Häusern, Oliven und Klöstern die alte Davidsstadt, deren Name jedem Kind des Abendlandes teuer ist wie seine Kindheit selbst: Bethlehemi, die Stätte, von der der Ruf „Friede auf Erden!“ über die Welt ging, und über der ein Stern erstrahlte, der leuchtete in der Finsternis...

Die über der Geburtsstätte gebaute Marienkirche ist die älteste Kirche der Christenheit, in

deren Zeit sich der griechische und römische Katholizismus und die Armenier teilen. Der schmucklose, festungsähnliche Bau ist von beiden Seiten mit Klöstern umgeben; durch ein niederes Pfortchen kann man nur gebückt die Kirche betreten, da das Tor zugemauert wurde, um die Mohammedaner daran zu hindern, mit ihren Reittieren in das Gotteshaus zu kommen. Gewundene Treppen führen im Innern der Kirche hinunter in die Felsenhöhle, die man als den Ort der Geburt Christi ansieht. Viele Kapellen sind den Einzelheiten der Geburtsüberlieferung geweiht; ein unterirdischer Gang führt auch zu der Felsenklause, in der der heilige Hieronymus die letzten vierunddreißig Jahre seines Lebens zubrachte und das gewaltige Werk der Vulgata, der lateinischen Bibelübertragung, schuf.

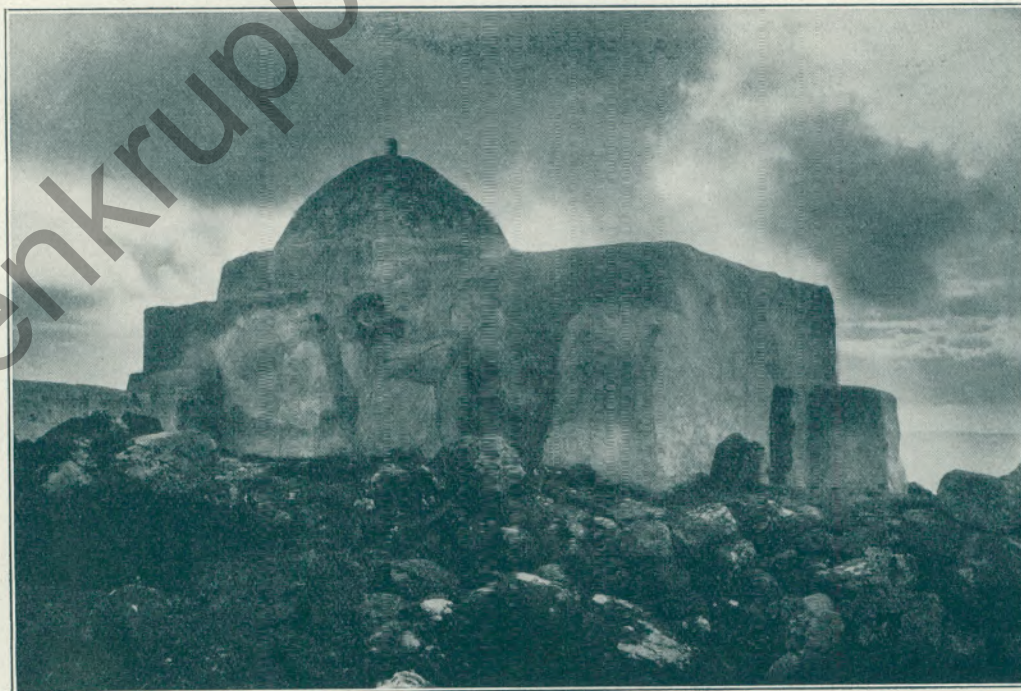
Eine ebenfalls ausschließlich christliche Stadt ist Nazareth im Lande Galiläa. Die Stätte der Verkündigung wird hier doppelt gezeigt: die römisch-katholische Kirche sieht sie in dem bescheidenen Häuschen der Maria, die griechischen Katholiken nehmen an, daß der Engel des Herrn der Mutter Gottes beim Wasserschnöpfen am Brunnen erschienen ist. Auch andere Erinnerungsorte sind doppelt vorhanden, so daß die Erbauer, die wohl jeder Reisende an den Namen Nazareth

knüpft, nur in sehr beschränktem Maße erfüllt werden. Aber das liebliche Landschaftsbild, unverändert und unwandelbar im Wechsel der Zeiten, entschädigt für vieles, was Aberglauben und religiöser Fanatismus verschüttet haben.

Im Gegensatz zu der ausgesprochenen Christenbevölkerung von Bethlehem und Nazareth steht die der Ansiedlungen



Die Via dolorosa in Jerusalem.



Ne bi Mufa.

um den See Genezareth, dieses mit besonderer Naturschönheit begnadete und von dem Leben Jesu verklärte mächtige Gewässer, das Staubecken für die Wasser des Jordans, die von den schneebedeckten Häuptern des gewaltigen Hermongebirges herniedereilen, um Segen und Fruchtbarkeit ihren Ufern zu spenden, bis die Salzfluten des Toten Meeres, dieses einzigartigen Naturphänomens, sie aufnehmen und verdampfen lassen. In einem Tal der Blumen und Früchte liegt der weite, blaue See, ungefähr 21 Kilometer lang und 10 Kilometer breit, und über 200 Meter unter dem Meeresspiegel gelegen. Die steil abfallenden Berge seiner Ufer lassen dem Jordan nur eine schmale Durchgangspforte; auf den Höhen breitet sich eine stattliche Anzahl neuer, blühender, hauptsächlich zionistischer Siedlungen aus. Von den Städten, die das Neue Testament zum Schauplatz seiner Geschehnisse macht, ist nur wenig übriggeblieben: das kleine, armselige Medschedel, das biblische Magdala, und Tiberias, das jedoch erst zu Lebzeiten Christi von Herodes Antipas gegründet und nach dem Kaiser Tiberius be-



nannt wurde. Im Altertum wurde diese neugegründete Stadt von den Juden verachtet; es ist fraglich, ob Jesus sie überhaupt betreten hat. Heute ist die Bevölkerung von Tiberias überwiegend jüdischen Glaubens. Die übrigen Städte der Bibel sind verschwunden; Trümmerfelder, traurige Ruinen sind das einzige, was von ihnen geblieben ist. Auf dem Trümmerfeld von Kapernaum werden neuerdings Ausgrabungen vorgenommen, aber auch sie können nur spärliche Überreste einstiger Herrlichkeit zutage fördern.

Städte gingen in Trümmer, und neue erstanden auf dem Schutt. Siedlungen blühten auf und verschwanden wieder: geblieben aus den Tagen der Religionsgeschichte ist einzig das Landschaftsbild des Landes der Verheißung, dieses seltsame Gemisch von höchster Fruchtbarkeit und trostloser Wüstenei, von weiten Ebenen und schroffer Felsenwildnis, das der Geburtsstätte der christlichen Religionen eine so einzigartige Umrahmung schuf.

#### Ramleh.

Städtchen mit typisch arabischen Bauten an der Straße Jaffa—Jerusalem.



Der „Garten der Gärten“.

G. Gann in der Ebene Jeseel an der Straße Nazareth—Jerusalem.

# Ins verschlossene Land.

## Acht Ausschnitte aus einem Kampf mit Mensch und Meile.

Von Dr. Werner Otto von Hentig.

Wer wußte bis vor zwei Monaten viel mehr über Afghanistan, als daß es irgendwo zwischen Rußland und Indien liegt und — gemessen an dem Stillschweigen, mit dem es vor dem Besuch seines Königs Amanullah von der Tagespresse übergangen wurde — im Grunde doch wohl ein recht unbedeutendes Reich sei?

Um so unbegreiflicher mußte daher das Echo anmuten, das der Afghanenbesuch plötzlich in der gesamten deutschen und ausländischen Presse auslöste und das den Anschein erwecken konnte, als ob es plötzlich auf der Welt nichts Wichtigeres gäbe als Afghanistan nebst König und Königin.

Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Weltpolitisch und weltwirtschaftlich gesehen, steht die Bedeutung dieses asiatischen Staatswesens von der ungefähren Größe Deutschlands sicherlich nicht hinter der vieler europäischer Länder zurück. Afghanistan, der große nordöstliche Teil des zwischen Persien, Südrußland und Ostindien gelegenen iranischen Hochlandes, die „Wiege der Menschheit“, seit dem frühesten Altertum einer der Kreuzungspunkte der Welt, um dessen Besitz Gründer und Zerstörer von Weltreichen erbittert gekämpft haben, hat sich im letzten Jahrzehnt aus einem weltentlegenen Staat zu einer lebendigen Macht entwickelt, die heute nicht nur in Zentralasien eine große Rolle spielt, sondern mit der auch Europa politisch und wirtschaftlich in immer wachsendem Maße zu rechnen hat.

Der erste Besuch eines afghanischen Königs in Berlin weckt unwillkürlich die Erinnerung an den ersten offiziellen „Besuch“ eines deutschen Diplomaten in Afghanistan, der allerdings unter wesentlich anderen Voraussetzungen und unter Gefahren vor sich ging. Handelte es sich doch damals, im Weltkrieg, vor allem darum, den um die Mittelmächte geschmiedeten Ring zu durchbrechen und dem Herrscher des einzigen unabhängigen Staates in Zentralasien die Sympathie der Zentralmächte zu zeigen.

Zwei Expeditionen gingen damals nach Afghanistan, die eine als — Wanderzirkus freiert, um ungefährdet durch die Balkanstaaten zu gelangen, unter Führung von Oberleutnant Niedermayer, die zweite unter Führung des Legationssekretärs und Kürassierleutnants Otto von Hentig. Von Erlebnissen der Expedition Niedermayer, deren Teilnehmer insgesamt 22 000 (!) km zurücklegten, erzählt das Buch „Unter der Glutsonne Frans“ (Einhorn-Verlag, Dachau), während Hentigs Zug „Ins verschlossene Land“ schon in den letzten Kriegsjahren erschien, eine Auflage von 200 000 Exemplaren erlebte, lange Zeit vergriffen war und soeben neu erschienen ist.

Dank dem Entgegenkommen des Weissen-Ritter-Verlages ist es uns möglich, nachfolgend einige Abschnitte aus dem letzterwähnten Buche zum Abdruck zu bringen, das, nach Sven Hedin, „die schwerste Reise um die Welt“ schildert. Und wenn dieser als Forscher wie als Schriftsteller gleich berühmte Gelehrte fortfährt: „... Man liest dieses Buch wie einen Roman. Es ist erfüllt von der Spannung des Abenteuerlebens und der Poesie einsamer Wege ...“, so kann man dieses Urteil unbedenklich dahin erweitern: „... und es gewährt über die äußere, bis zur letzten Seite sich steigende Spannung hinaus einen Gewinn, der im allgemeinen nicht mit einem ‚Buch der Abenteuer‘ im gewöhnlichen Sinne verbunden ist: das Gefühl wahrhafter innerer Bereicherung“.

### Der Auftrag.

„Herr Leutnant sind in den Großen Generalstab berufen.“ So meldete mir an einem milden Mittag des März 1915 der hünenhafte Kürassierwachtmeister Vanselow in einer durch Wohlwollen gemilderten Strenge. „Wie können Sie alter Etatsmäßiger nur so etwas sagen?“ antwortete ich. Vanselow aber lächelte nur über sein ganzes, erst während des Krieges zu wachmeisterlicher Fülle gerundetes Gesicht und meinte: „Der Herr Leutnant werden schon sehen.“

Am dritten Morgen nach meiner Abberufung stand ich im Zimmer des Generalstabes. Froh, mich noch erreicht zu haben, weihte man mich in die mir zugeordnete Aufgabe ein. Ich sollte im Auftrag meiner Zivilbehörde, des Auswärtigen Amtes, nach Afghanistan gehen, um eine Verbindung mit dem Emir anzuknüpfen.

Von der Zeit meines diplomatischen Dienstes in Persien wußte ich, was in diesen wenigen Worten lag. Fast noch nie, auch in Friedenszeiten, war ein Deutscher aus Afghanistan wieder herausgekommen. Die scharfe Bewachung der afghanischen Grenze auf der indischen sowohl wie der turkestanischen und persischen Seite durch Engländer und Russen hatte jeden freien Verkehr mit dem rätselhaften Lande unterbunden. In Kriegszeiten dieses Ziel zu erreichen, wo die Russen ihre Kosakentrupps in Persien ungewöhnlich vermehrt und die Engländer Tausende von Soldaten ihrer indischen Armee nach Belutschistan vorgeschoben hatten, schien mir eine Aufgabe, die ich nicht ohne ernste Bedenken übernehmen durfte.

Sicherlich mußte sich dafür ein Geeigneter finden lassen. Aber diejenigen, die ich selbst hierfür ausgewählt hätte, deckte schon die kühle Erde, oder sie waren bereits mit anderen Entsendungen betraut. Deshalb kein Bedenken; der Sprung ins Ungewisse mußte gewagt werden.

Am 14. April 1915, im D-Zug nach Wien, sah ich die Lichter Berlins hinter mir verblinken.

Ausgangspunkt des Unternehmens ist Konstantinopel. Hier werden die letzten wirtschaftlichen und politischen Vorbereitungen getroffen, um den Erfolg der Expedition nach Möglichkeit sicherzustellen. Nach Überwindung der ersten, über Anatolien, Syrien und Mesopotamien nach Persien führenden Etappe beginnt mit dem fünfzigstägigen Marsch durch die große Salzüste Mittelpersiens der — wenigstens geographisch — schwierigste Teil der Reise ins verschlossene Land.

### Verirrt.

Ich wartete, lauschte, hörte aber nichts. Auch meiner Lampe antwortete kein Zeichen. Weiter vorwärts kam ich an jene horizontenfernen Hügel. Nun galt es, die Orientierung zu behalten. Mit dieser Wüste, das wußte ich, spaßte sich nicht. Ihre Lüfte galten als besonders dörrend; so schien es auch mir. Ein trockener, alles Leben tötender Wind wehte mir entgegen.

Nach sechsstündigem Ritt hatte sich meiner ein nie geahnter und noch weniger gekannter Durst bemächtigt. Schon beim Abreiten hatte ich in der vorangegangenen Arbeit die des guten Beispiels wegen mit nur drei Täßchen Tee eingenommene Flüssigkeit längst verausgabt. Aber ich glaubte, es eine Nacht aushalten zu können. Nun war der Durst in seiner quälendsten Form gekommen. Zuerst quälten der Gaumen, die Zunge. Sooft ich mir ein Wort vorsprechen wollte, kam es nur mit heiserem Hauch heraus. Dann quälte der brennende Wunschgedanke, der für gar keinen anderen Raum ließ; und dann schmerzten unsagbar der ganze Körper, die bleiernen Glieder, der Kopf. Das konnte ja schön werden, wenn das schon der zweite von etwa fünfzig kommenden Tagemärschen brachte!

Am Mitternacht war, dem Ton der Glocke nach zu urteilen, die Karawane ganz nah. Beim Darauflosreiten war sie nicht zu finden. Bis gegen zwei Uhr nachts ritt ich in der für recht gehaltenen Richtung weiter. Dann war das stöhnende Pferd so erschöpft, daß ich die Helligkeit abzuwarten beschloß.

Raum hatte ich mich hingelegt und die Zügel des Pferdes um meine Füße gebunden, als deutlich wieder das Kamelgeläut hörbar wurde. Im Handumdrehen hatte ich die Füße frei, wieder aufgesattelt, und trabte ab. Die Karawane aber war nicht mehr einzuholen. Ergebungsvoll legte ich mich abermals nieder.

Un und für sich war es prachtvoll, so halbnaakt auf dem ganz nackten Wüstenboden zu ruhen. Ich hatte das Gefühl, auf freiem Meer zu schwimmen, mit der deutlichen Vorstellung, nicht von dem Salzwasser trinken zu dürfen; ich hatte ein Gefühl unendlicher Freiheit, einer Ledigkeit, einer Unverantwortlichkeit, wofür ich der Dursthalluzination tief dankbar war. Es war dunkel und menschenleer um mich, niemand konnte sehen, daß ich mich quälte. Es war eine unschätzbar erholsame Lösung aller Spannungen, die jene Durstbefäubung im gütigen Gefolge hatte.

Mit dem grauen Schimmer des ersten Lichts war der Traum verflogen. Im Aufspringen schreckte ich den lang ausgestreckten Schimmel in die Höhe, ich sattelte, und wir zogen durch den Sand.

In der Ferne zeigten sich zwei Gestalten. — Auch Abgeirrte? Oder waren wir auf dem rechten Weg? Wir waren es. Noch eine Stunde Marsch, dann setzten sich im Angesicht der Stadt Anarek unsere zu Tod erschöpften Pferde von selbst stolpernd in Galopp.

Wasser, Wasser war unser einziger Gedanke. Unbedingt, es gab nichts Köstlicheres auf der Welt als Wasser. In Anarek fanden wir nur einen lehmigen, stinkenden Pfuhl. Dann aber drangen wir bis zu der Stelle vor, wo warm und klar ein Quell aus dem Boden sprudelte. Die Pferde wollten sich gar nicht halten lassen; mit gespreizten Beinen saßen sie zehn Minuten ununterbrochen. Und auch wir tranken und tranken, ohne den brennenden Durst ganz löschen zu können. Ein reicher, perlender Schweiß brach uns sofort aus allen Poren.

Die Maultier- und Kamelkarawane war noch nicht eingetroffen. Sofort ließ ich deshalb von der Quelle eine Hilfs- expedition mit Wassersschläuchen ab.

Die Erfahrungen des ersten Tages sollten uns auf den noch schlimmeren Strecken sehr zu Hilfe kommen.

## *Die heißeste Stadt der Welt.*

Am 23. Juli 1915 schleppten wir uns endlich nach Tebbes hinein.

Die Tatsache, daß sie nach jeder Himmelsrichtung von einer zwanzig Tage weiten Wüste umschlossen ist, hat der Dase Tebbes eine unübertroffene Jungfräulichkeit gesichert. Außer Eben Hedini, der sie vor zehn Jahren besuchte, hat kein Europäer, sicher wohl niemand, der als solcher reiste und sich zu erkennen gab, den Boden der Stadt betreten. Für uns alle war sie nicht nur eine Dase mit Wasser, Palmenbäumen, Nahrungsmitteln und schließlich auch Menschen — sie war das Ziel unserer Wünsche von zwanzig Tagen und Nächten, die erste wirkliche Etappe auf dem Wege nach Afghanistan, der Ausgangspunkt, von dem der große Sprung ins völlig Unbekannte geschehen sollte.

Der Aufenthalt in Tebbes wurde uns zur Qual. Die Tage kamen uns, trotz des Schutzes vor der Sonne, fast noch schwerer an als die auf dem Marsch. Selbst nachdem wir eine tiefe, halb verschüttete Katakombe gefunden hatten. In den Sommermonaten lebt in Tebbes bei Tage alles unter der Erde. Wir also endlich auch; aber trotzdem dampften wir, naakt, zehn Klafter tief vergraben, im Staub wie Bratapfel. Des Nachts gingen wir aufs Dach an eine zugige Stelle, die vom Mondlicht nicht berührt war, meist in die Nähe eines der großen Windschächte, die wie Riesenkamine die Stadt

überragen und ihr ein besonderes Gepräge verleihen. Mit Einbruch der Dunkelheit begann aus den umliegenden Gärten das Konzert der Schakale. Durch die Bewässerungsdurchlässe kommen sie ganz nahe an die Häuser und erschüttern die Luft mit ihrem Geheul, das bald wie Lachen klingt, bald wie Kindesweinen.

## *Wüstenwanderer.*

Ich will schweigen über die Monotonie der Nachtmärsche, die nun folgten, und an Einzelheiten nur das hervorheben, was zum Nachfühlen unserer Stimmung während dieser Zeit beitragen kann.

In diesen Wüsten Persiens konnten wir uns lediglich dem tierhaft sicheren Instinkt von Eingeborenen anvertrauen. Es ist das ein Menschenschlag, der außer der Sinnesschärfe der Indianer, wie wir aus Kindertagen sie kennen, noch einen besonderen Sinn hat, den ich als geographischen bezeichnen möchte. Leibhaftig sehe ich unsere Führer in der Nacht vor mir schreiten. Lange, hagere, bis auf Knochen und Sehnen ausgedörrte Gestalten mit wilden Bärten, durchdringenden, aber gutmütigen Augen und der vornehmen Einfachheit der Haltung, wie man bei diesen noch durch keine Zivilisation verdorbenen Kindern der Natur sie antrifft. Sie hatten eine merkwürdige Arbeitsleistung. Einer von ihnen beobachtete, in innerer Versunkenheit auf seinem Reitkamel sitzend, die Gestirne, ein anderer, der eins unserer Maultiere ritt, durchspähte mit vorgestrecktem Hals die nähere Umgebung, ein dritter, der zu Fuß ging, prüfte die Bodenbeschaffenheit und die Schnelligkeit unseres Fortkommens. Haarscharf und ohne Zögern, nur manches Mal in der Luft witternd, führten sie uns auf den festgesetzten Punkt. Ihr Urteil über Gelände und Entfernungen war im Gegensatz zu dem beispielsweise unserer Bauern unbedingt sicher. Hängt doch von der Richtigkeit ihrer Wahrnehmungen und Schätzungen auch alles für die Wüstenbewohner ab. Wenn sie reisen, so nehmen sie für sechs bis acht Tage nichts als eine gewisse Brotportion und einen kleinen Schlauch voll Wasser mit. Reicht der nicht, haben sie sich in den Entfernungen verrechnet, so bleichen ihre Knochen bald in der Wüste.

Sechs Tage ging es so hin und her. Um den Feind zu täuschen, berührten wir einmal die Karawanenstraßen von Duhuk auf Khur nach Birdjend. Sobald wir gewiß sein konnten, durch die auch dort aufgestellten Spione gemeldet zu sein, bogen wir wieder in die Wüste nach Norden ab. Es war für den Feind unmöglich, sich auf unserer Route zurechtzufinden. Hätte er sich ausgekannt, wo wir uns jeweils befanden, dann hätte er uns zum mindesten für verrückt gehalten.

Die übermäßige Ermüdung aller Tiere und Menschen gestaltete für uns Deutsche die Aufgabe täglich schlimmer. Doch das Bewußtsein, ein großes Ziel vor Augen zu haben, ließ uns so viel stärker erscheinen als die übrigen.

Am 22. Juli 1915, um sechs Uhr früh, brachen wir auf, zwar matt und durstig, aber in gehobener Stimmung.

Abends um neun Uhr überschritten wir die Stelle, wo im Wüstenland der Karte nach die afghanische Grenze verlaufen mußte.

## *Eintritt ins verschlossene Land.*

Von Afghanistan wußten wir, als wir es betraten, wenig mehr, als uns die spärlichen Zeichen der Karte erzählen konnten. Wir waren zwar auf ein Zusammentreffen mit der im allgemeinen fremdenfeindlichen Bevölkerung vorbereitet, glaubten aber nicht an die Schauer geschichten, die rings um die Grenzen erzählt wurden: Kosaken, denen die Pferde beim Tränken weggelaufen waren, sollten von den blutdürstigen Afghanen ohne Kopf zurückgeschickt worden sein, und

dergleichen mehr. Wir wußten, das waren englische Märchen — denn England hat ein Interesse daran, alle, die ihm mißliebig sind, vom Eintritt ins verschlossene Land abzusprechen.

Unsere Futtervorräte hatten wir schon tags zuvor gänzlich verausgabt. Die Anstrengungen der letzten Zeit, verbunden mit Dysenterie und anderen Krankheitsfolgen, hatten auch die meisten von uns so geschwächt, daß wir kaum glaubten, weiterzukommen. Dazu herrschte eine Hitze, wie wir sie nur an einigen Tagen in der Kewir erlebt hatten. Das Thermometer stieg im Schatten auf zweiundsechzig Grad Celsius, eine bei den chemischen Wirkungen der Hochlandsonne gefährliche Temperatur.

Pereh, der erste bewohnte afghanische Ort, in den wir am nächsten Morgen gelangten, bot uns keine allzu großen Eindrücke. Die Leute unterschieden sich in ihrem Äußeren, bis auf die ganz weiße Baumwolltracht, wenig von den Persern der Grenze. Sie begegneten uns mit stummer Achtung, ohne kriecherische Untermüßigkeit. Wir wußten nicht, was bei uns im Augenblick heftiger war: unsere Freude, in Afghanistan zu sein, oder die Spannung, wie die nun bevorstehenden Entscheidungen ausfallen würden.

Am Nachmittage unseres Ankunftstages wurden wir in unserer schläfrigen Ermattung durch eine Bewegung vor der Karawanenerei gestört. Pferde schnoben, Stimmen schallten, und schließlich eilten unsere Leute herein, vornehme afghanische Gäste zu melden. Es waren die Abgesandten des Generalgouverneurs von Herat. Unser Kommen war dem Vizekönig rechtzeitig gemeldet worden, und er hatte nicht gezögert, uns mehrere seiner Edelleute zur Begrüßung entgegenzuschicken.

Wenn wir uns noch hätten wundern können, so hätten wir über die äußere Erscheinung dieser afghanischen Notabeln gestaunt. Der Führer der Deputation war ein stark semitisch aussehender Mann in hohen wildledernen Reiterstiefeln und einem langen grünen Rock. Er hatte ein mittelalterliches Wehrgehänge um und auf dem Kopf einen grauen Tropenhalbzylinder, wie vor Jahrzehnten wohl die alten Buren in ihrer freien Republik ihn trugen. Als Schatten folgte ihm auf Schritt und Tritt, ganz im Kostüm der mittelalterlichen Hofnarren, in eng anliegendem, um die Knöchel festgeschnalltem Beinkleid und buntem Wams, sein Becherträger; statt der Pritsche führte er eine Fliegenpeitsche. Die übrigen Afghanen waren ähnlich gekleidet, aber stummer und zurückhaltender als ihr Führer. Dieser lud uns im Namen des Generalgouverneurs ein, uns als Gäste der afghanischen Regierung zu betrachten.

Am folgenden Morgen brachen wir in langem, prächtigem Zuge nach Herat auf. Unseren Gastgeber zu Ehren hatte ich Uniform angelegt. Das Volk grüßte uns allenthalben sehr freundlich, mit jener gedämpften Begeisterung, wie sie dem Orientalen bei festlichen Begebenheiten eigen ist.

Vor uns lag Herat. Tief im Grünen waren die Umfassungsmauern des uns angewiesenen Palais eingebettet. Gärten in weißen baumwollenen Unterhosen mit roten englischen Infanterieröcken, in preußischen Kavallerie- und Jägeruniformen, Schnabelschuhe an den nackten Füßen und ein gewaltiges Gewehr mit Bajonett über der Schulter, salutierten in starrer Haltung. Ein Oberst, den ich in seiner Chauffeurmütze zunächst erkannt hatte, nahm uns in Empfang. Ein Hinuntertasten an den leichten Wiener Rohrstäben, die uns zu Ehren aufgestellt waren, ein tiefer Atemzug, mit dem wir die Blumendüfte von draußen einsogen, ein Lauschen auf das deutlich vernehmbare Plätschern der Quellen im Garten zeigten unseren Sinnen, daß dieses Blütenparterre vor uns keine Fata Morgana, sondern ein wirklicher, wahrhaftiger Teil des endlich erreichten, „gottgegebenen“ Afghanistan war.

## *In Kabul.*

Wir blieben in Herat bis zum 7. September. Dann marschierten wir vierundzwanzig Tage durch die kahlen Bergzüge des mittleren Afghanistan. Jeden Tag mußten wir wenigstens einen der verkehrsfeindlichen, zu unserer Wegrichtung quer gelagerten Gebirgszüge passieren. An manchen Tagen kamen wir sogar nicht mehr und nicht weniger als siebenmal über einen „Kotal“, einen Paßübergang. Unsere zahlreiche afghanische Ehreneskorte seufzte unter den zwar gewohnten, aber ohne Rasttag von ihr schwerer empfundenen Strapazen. Doch weder uns noch unseren Pferden konnten diese Märsche etwas anhaben. Im Gegenteil, unsere Tiere erholten sich zusehends. Das einzige, was an uns noch zehrte, war der Wunsch, möglichst schnell vorwärtszukommen.

Am 30. September blinkte uns aus der Ferne ein Wellblechdach entgegen. Auf uns übte es dieselbe freudenerregende Wirkung wie auf die Afghanen aus. So ungeduldig wir waren — wir durften nicht noch am gleichen Tag einreiten. Augenscheinlich war man noch bei den Vorkehrungen zu unserem Empfang. Am Morgen zogen wir dann in Kabul ein. Etwa eine halbe Stunde vor der Stadt hatten sich an der Straße die Mitglieder der türkischen Kolonie versammelt, kenneilich am nationalen Fes. Herzliche Zurufe gingen hin und her. Wir hatten nunmehr das Gefühl, doch auch in Kabul schon Freunde zu haben und eine Welt zu betreten, die, wenn auch uns, so doch anderen nicht ganz unbekannt war. Ohne es zu wollen, nahmen wir eine feierliche Haltung an, die auch auf den Schritt unserer Pferde überging.

Plötzlich ertönte aus einer Pappelwand ein Signal, das an zwei weiteren Stellen hell wiederholt ward. Bald zeigten sich, links vom Wege aufmarschierend, ein kleiner Heerhaufe, eine Kompanie, eine Schwadron und eine Batterie der berühmten Truppen von Kabul. Von ihnen gefolgt, durchzogen wir das kleine Dorf, das sich außerhalb der eigentlichen Stadt an die Mauern Baberschaßs schmiegt. Die Bevölkerung auf Straßen und Dächern jubelte uns zu. Es auszusprechen, klingt vielleicht unbescheiden: aber wir glaubten deutlich auf allen Gesichtern die Hoffnung zu lesen, daß mit uns eine neue Zeit für das Land nahe.

Wir stiegen von den Pferden, die man uns dienstfertig abnahm, und gingen langsam die Terrassen des parkartigen Gartens hinan. Allenthalben standen Diener, in stummer Verbeugung, mit prüfendem Blick. Zwischen den Gartenbäumen hatte der Koch ein ganzes Zeltlager aufgeschlagen. Oben im Palaste selbst wurden wir von einem steinalten Männchen mit viel zu weiten Handschuhen über den verknöcherten Fingern, herausfallenden Manschetten mit großen Edelsteinknöpfen, blauer Brille, einem Riesenstabe, europäischem Gehrock und dem uns schon bekannten grauen Tropenzylinder empfangen.

Die nächsten Tage brachten uns ein Bild der Stadt. Zu unserer großen Überraschung fanden wir auch Europäer. Osterreicher! Es waren Kriegsgefangene, die aus Lagern in Russisch-Turkestan über die afghanische Grenze entwichen waren. Der Emir hatte sie alle freundlich aufgenommen. Sie lebten da schlecht und recht, aber in ruhiger Sicherheit, und warteten auf den Frieden. Ich habe sie in den Kreis meiner Leute gezogen und mit ihnen allesamt die Werbetätigkeit begonnen, die ich in Kabul für die fruchtbringendste hielt: die Propaganda unserer höheren kulturellen Fertigkeiten. Einer von ihnen, ein Maurer, baute das Hospital in Kabul nach unseren hygienischen Prinzipien von Helligkeit, Lustigkeit und Reinlichkeit aus. Ein anderer, ein ungarischer Bildhauer, schmückte die Vorhalle des Hospitals mit plastischen Arbeiten. Ein Dekorationsmaler verschönernte die Leichenhalle, die kleine Moschee, die Wartesäle der Behörden. Die übrigen gaben dem Handwerk in Kabul durch ihre Musterarbeiten eine neue technische Anregung. Sie errangen sich alle schnell Ansehen und Führung im Volk.

Für mich selbst begann nunmehr der Hauptteil der Mission, die der Zweck meiner Reise war. Es kamen arbeits- und erlebnisreiche Monate.

In einem Lande wie Afghanistan lassen sich die Verhältnisse nur durch den eigenen Augenschein, nur durch eigene Erfahrungen und den Verkehr mit den Leuten erforschen.

Der jetzige Beherrscher von Afghanistan ist der Emir Habibullah. Seine traditionelle Residenz ist die Ark, die alte Burg, die hinter ihren Gräben, Wällen und riesigen Lehmmauern nur noch den Harem, das Arsenal und den Staatsschatz beherbergt. Rings um die alte Burg auf braun-gebranntem Gelände stehen die Bungalows (Willen in englisch-indischem Stil) des Hofes und die Jurten (Zelte) der Dienerschaft. Noch etwas weiter abseits liegt das Neue Palais, das Privatschloß des Emirs, das mit herrlichen Landeserzeugnissen, vor allem Tributteppichen, schönen europäischen Möbeln und alten Kunstschätzen gefüllt ist. Das Neue Palais ist eine Sehenswürdigkeit ganz Innerasiens, denn es ist dort das einzige Gebäude, dessen hohe Fenster und Flügel-türen mit riesigen Scheiben verglast sind. Jede dieser kostbaren Scheiben mußte auf höchst mühseligen, langen Wegen auf Tierrücken von Indien herauftransportiert werden. Selbst zwischen den einzelnen Gebäuden seiner Burgstadt bewegt sich der Emir kaum zu Fuß: er fährt Automobil. Er hat dort nach den vier Himmelsrichtungen vier gut erhaltene Straßen anlegen lassen. Bei seinen Ausfahrten sitzt er gern auf dem Vorderplatz neben dem Fahrer. Im Fond sitzen die Adjutanten mit Mauserpistolen oder sitzt einer seiner Söhne mit geladener Repetierbüchse.

Wohl kaum ein Monarch der älteren Geschichte, jedenfalls keiner der modernen, verkörpert das Staatswesen in seiner Person so ausschließlich wie der König von Afghanistan. Er ist für das Land alles: der Herrscher, dessen Befehle in den Glutwüsten Belutschistans, vierzig Tagereisen von Kabul, in dem unwegsamen Hochgebirge des Hindukusch und des Pamir, in der trostlosen Turkmenensteppe mit einer Achtung befolgt werden, als ob Seine Majestät mit gezogenem Schwerte dabeistände, die Ausführung zu überwachen. Ihm gehört sozusagen das ganze Land, dessen Obereigentum er auch rechtlich in Anspruch nimmt. Ihm gehört jedes Landes-kind; ohne weiteres darf er für seine Armee oder seinen Harem es fordern. Regalien und Monopole, die in früheren Mittelaltern unseren Kaisern und Königen, nur schwer bestritten, zugestanden wurden, gehören ihm fraglos und unum-schränkt. Die einzige Zeitung des Landes, den „Seraj-ul-ekbar“, die „Leuchte der Zeitungen“, besitzt der Emir. Die einzige Apotheke des Landes ist sein Eigentum. Rezepte werden nur mit seiner persönlichen Genehmigung verabsolgt. Photographieren kann und darf nur der Emir. Da er Postmarken sammelt, ist es außerordentlich schwer, solche im Handel zu erhalten. Weil die Kaufleute wissen, daß er sich für Altertümer, Münzen, Porzellane, Fayencen und anderes mehr interessiert, so wird dergleichen im Basar aus respektvoller Scheu vor dem Gebieter Fremden nicht feilgeboten.

Einst wuchsen Bäume rund um die Burg des Emir. Doch er hat sie fällen lassen, damit der Ausblick auf jeden Nahenden frei sei . . .

Der Kronprinz, dessen Titel Muin-es-Saltaneh, Macht der Souveränität, ist, verspricht mit seiner durchaus selbstständigen Denkungsart die Voraussetzung eines Herrschers zu erfüllen. Er leitet heute schon als Generalgouverneur von Kabul und Umgebung einen großen Arbeitsbezirk. Da die Interessen des Emirs mehr politischer, künstlerischer und technischer Natur sind, so hat er seinem ältesten Sohn das Kommando über die Armee übertragen.

Bei den Afghanen selbst fanden wir Deutschen viel Sympathien. Einmal waren wir in dem geldarmen Lande trotz unserer bescheidenen Ansprüche und Mittel gute Kunden, sodann brachten wir auch den Geschäftsleuten, da wir grundsätzlich nichts Englisches kauften, manche anregende Idee für die Verwertung der vorzüglichsten, in Afghanistan mit der Hand hergestellten Baumwoll- und Kleiderstoffe. Vor allem aber ließ man sich gern erzählen, wie es draußen in der weiten Welt stand, was die Zeppeline machten und die Unterseeboote, welche technischen Erfindungen der Krieg hervor-gebracht habe, und wie all das wohl einmal, auch für Afg-hanistan, enden würde. Jedenfalls, als eines Tages meine Mission ihrem vollen Umfange nach erledigt war, wurde es mir sehr schwer, Kabul zu verlassen.

Die russische Revolution hat, wenn sie mit dem alten Eroberungssehnsucht und Ausdehnungstrieb des Zarenreiches endgültig ausgeräumt haben sollte, die bisherige Stellung Afghanistans zwischen den Völkern grundlegend umgestaltet. Nicht nur in der Theorie, auch in Wirklichkeit war Afg-hanistan ein Pufferstaat. Dieses mit seinen Gebirgen und Wüsten zum Auffangen selbst starker Stöße besonders geeig-nete Land war dazu bestimmt, den Zusammenprall zwischen England und Rußland in Mittelasien zu verhindern. Der von beiden Seiten ausgeübte Druck hatte auf Afghanistan die Wirkung, von der einst Bismarck sprach, als er einen guten Teil der militärischen Kraftentwicklung Deutschlands auf seine Lage zwischen den ewig drohenden Militärmächten Frankreich und Rußland zurückführte. Engländer und Russe warben gleichmäßig um den Emir. Die Engländer, die ihn mehr fürchteten, in noch höherem Grade als der Zar. Sie waren sich dessen wohlbewußt, daß der einzige, der die Brandfackel nach Indien schleudern könne, der Emir sei. Mit jedem nur denkbaren Mittel versuchten sie deshalb, ihn in ihre Machenschaften zu verstricken. Es gelang ihnen aber nicht, und es wird ihnen auch nicht gelingen, ihn zu benutzen, wenn sie selbst noch so oft in ihrer Presse angebliche Ergeb-niserklärungen des Königs wiederholen, die sie denen ihrer indischen Vasallen möglichst anzugleichen suchen.

Heute beruht die Macht des Emirs mehr denn je auf dem einträchtigen Zusammenwachsen, dem Verschmelzen der Stämme seines Landes. Sie beruht auf den Vorkehrungen in Heer und Politik, die er zur Sicherung seiner Grenze unbeirrt trifft. Sie beruht auf der Überzeugung, die ihm nicht mehr geraubt werden kann, daß die großen Landmächte auf dem Kontinent, Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei, ja auch das heute noch schwache Persien und China, im großen die gleichen Interessen haben wie Afghanistan. Sie alle wollen, ungestört von dem Machteinfluß begehrllicher Nachbarn und ferner Kolonialmächte, der Pflege ihrer nationalen Einheit und der Entwicklung ihres wirtschaftlichen Wohlstandes auf dem freien Boden der eigenen Kultur leben. Afghanistan, das bisher vollkommen unzugänglich war, wird in dieser neuen Zeit der Weltgeschichte nicht an letzter Stelle in die Reihe der selbstständigen Völker zu treten berufen sein. Rußland, das Afghanistan ja auf langer Grenze benachbart ist, könnte sich als ein wahres Element der Zivilisation für das bisher verschlossene Land erweisen, wenn es einziehender Kultur in seinem eigenen Interesse die Tür offen ließe.

Den reichen eigenen Kräften seines Landes zur Entfaltung zu helfen und seine Unabhängigkeit nach allen Seiten sicher-zustellen — das ist die geschichtliche Aufgabe, die dem regie-renden Emir Habibullah zugefallen ist. Bleibt er sich ihrer bewußt, so wird er in den künftigen Geschicken Asiens ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben.

# Die Bevölkerungsbewegung der Erde.

Seit dem Weltkrieg sind in der Bevölkerungsbewegung der Erde große Veränderungen vor sich gegangen, die ein stets wachsendes Interesse für die Fragen nach den künftigen Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten der gesamten Menschheit hervorgerufen haben. Zwei Hauptgefahren drohen der heutigen Menschheit, die beide in biologischer Richtung liegen: Entartung und Überbevölkerung.

Professor East von der Harvard-Universität in Cambridge, einer der führenden Forscher auf dem Gebiete der Genetik, hat neuerdings darüber grundlegende Untersuchungen angestellt und an Hand von genauen Statistiken gezeigt, daß heute schon weite Gebiete der Erde an Überbevölkerung leiden, und daß die noch vorhandenen Reserven dünner besiedelter Länder rasch ihrer Aufzufüllung entgegengehen. So wird z. B. errechnet, daß Japan nur 40 Millionen seiner 60 Millionen starken Bevölkerung, die sich jährlich um drei Viertel Million vermehrt, selbst ernähren kann. Die Vereinigten Staaten, deren heutige Volkszahl 108 Millionen beträgt, könnten bei dem gegenwärtigen Stand der Bewirtschaftung 166 Millionen Menschen ernähren und auch bei zu erwartender Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden jedenfalls nicht viel mehr als 200 Millionen. Argentinien und Kanada stellen größere Reservegebiete dar, die heute je etwa 9 Millionen Einwohner haben, und wovon erst-

Technik für möglich halten. Nach Penck würde bei einem Weitergang der Bevölkerungszunahme wie in den letzten 50 Jahren in 300 Jahren eine Gesamtbevölkerung von 8 Milliarden die Erde bewohnen. Bei Annahme der Berechnungen von East wäre die Höchstzahl unter Zugrundelegung der gegenwärtigen Bevölkerungsbewegung und selbst bei Annahme weiteren Geburtenrückganges sogar schon in wenig über 100 Jahren erreicht.

Sehr verschieden sind die Ansichten über die Vermehrung der einzelnen Rassen. Bisher vertraten die meisten Forscher den Standpunkt, daß die Farbigen sich weit stärker vermehren als die Weißen, und hier besonders die gelbe Rasse, deren starker Expansionsdrang in ganz Asien seit dem Weltkrieg so starke politische und soziale Veränderungen verursacht hat. Demgegenüber kommt East zu einem ganz anderen Ergebnis, indem er bei seinen statistischen Untersuchungen für die Weißen eine jährliche Zunahme von 13 vom Tausend, bei den Farbigen von nur 2 vom Tausend findet. Er glaubt deshalb, daß in weniger als 100 Jahren die Weißen, die gegenwärtig mit etwa



Gruppe von Steinbildern am Kraterrand von Rano-Koroa.

(Vgl. den nebenstehenden Aufsatz: „Die Insel der Rassen“.)

550 Millionen kaum ein Drittel der machen, die Mehrzahl bilden werden.

Meist wird bei derartigen Untersuchungen die Verschiebung der Rassen-elemente innerhalb der größeren Rassengruppen zu wenig berücksichtigt.

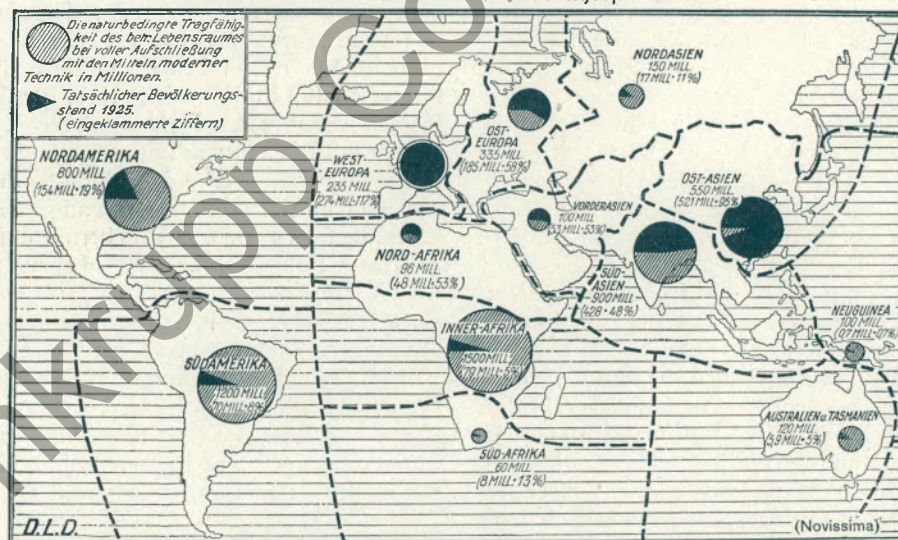
Die weiße Rasse besitzt z. B. in Europa schon sehr starke mongoloide Einschläge, und die charakteristischen

Rasseneigentümlichkeiten der weißen Rasse gehen durch Vermischung mehr und mehr verloren. Gleichzeitig befinden sich die Kulturvölker weißer Rasse bezüglich der Rassen-tüchtigkeit auf absteigender Linie. Die für die Kultur entscheidenden wirklich hohen Begabungen, die Genies, sind sehr selten geworden. Die Gegenause, das Zurückbleiben der höher gearteten Menschen in der Fortpflanzung und das Überhandnehmen der tiefer stehenden, ist die entscheidende Ursache des Niederganges. Die Gefahr der Erschöpfung der höheren Erbmasse ist daher noch schlimmer als die Gefahr der Erschöpfung der Nahrungserbe durch Überbevölkerung. Von den großen Aufgaben, die unserer und der nächsten Generation gestellt sind: qualitative Hebung der menschlichen Rasse durch Auslese und quantitative Anpassung an den verfügbaren Lebensraum, ist daher die erste die zunächst wichtigere zu nennen.

Dr. IB.

## Die Bevölkerung der Erdteile

im Verhältnis zum vorhandenen Nahrungsspielraum



Wie stark ist doch das Mißverhältnis zwischen dem überbevölkerten Europa, vor allem Westeuropa, das für seine Bevölkerung so gut wie gar keinen Nahrungsspielraum mehr läßt, und dem dünn bevölkerten Amerika! Unter dem gleichen Bevölkerungsdruck wie Westeuropa steht übrigens auch Ostasien, besonders Japan. England mit 155 Menschen auf das Quadratkilometer, Japan mit 152 und Deutschland mit 134 sind die drei Staaten mit der größten Bevölkerungsdichte; dagegen kommen in Australien nur 1, Afrika 4,5, Amerika 5,3 Menschen auf das Quadratkilometer.

# Die Insel der Rätsel.

Von B. Haldy.

Mit drei Aufnahmen des Verfassers.

Am Oftertag des Jahres 1722 stieß der holländische Seefahrer Roggeveen auf einem seiner Streifzüge in der Südsee auf ein kleines, weitab vom Festland gelegenes Inselchen, das bis dahin völlig unbekannt war. Die Eingeborenen nannten es Rapanui, Roggeveen aber taufte es auf den Namen Osterinsel. Mehr als ein halbes Jahrhundert und dann wiederum ein ganzes gingen dahin, ehe wieder eines Europäers Fuß die schwer zugänglichen Gesteade betrat. Später mehrten sich die Besuche von Seebanditen, und sie betrugen sich derart gegen die friedlichen Eingeborenen, daß diese allen späteren Besuchern feindlich gegenübertraten, was spätere Forscher recht unangenehm empfinden mußten. Die erste eingehende Durchforschung erfuhr die Insel vor nunmehr rund fünfzig Jahren durch den deutschen Kapitänleutnant Geiseler.

Schon die ersten Besucher hatten seltsame Dinge von dem kleinen Eiland berichtet. Es sollte überdeckt sein mit eigentümlich gestalteten steinernen Riesenköpfen, deren Bedeutung man nicht kannte, und über die auch die Bewohner nur Fragwürdiges zu berichten wußten. Die Gerüchte bestätigten sich, und in der Folge hob ein großes Rätselraten an, welchen Zwecken wohl die Steinbilder der Osterinsel gedient haben könnten, und wie sie entstanden sein möchten.

Die Zahl der Steinbilder von Rapanui beträgt weit über ein halbes Tausend, eine außerordentlich große Menge, wenn man berücksichtigt, daß die ganze Insel nicht viel mehr als hundert Geviertkilometer Grundfläche hat. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich durchweg um Kolossalbildnisse handelt, deren größtes drei- und zwanzig Meter lang ist, bei einer Kopfhöhe von elf und einer Nasenlänge von nahezu vier Meter. Sämtliche Bilder sind aus einem einzigen Stück gearbeitet, bis auf die Krone aus rotem Luffgestein, die allerdings fast überall am Boden liegt. Dabei zeigt der Typus der Bilder eine merkwürdige Übereinstimmung. Genau genommen, stellen sie eigentlich nur Büsten dar, da keins über die Hüften hinaus ausgeführt ist. Viele sind ziemlich tief in die Erde gesunken, noch mehr liegen umgestürzt und zerbrochen am Boden oder befinden sich noch in halbfertigem Zustande. Auch das Gesicht zeigt eine auffallende Übereinstimmung des Ausdrucks: flache, nach oben spitz zulaufende Kopfform mit stark betonten Brauenwülsten, schlecht ausgeführte Augen, auffallend lange, spitz zulaufende und eingefattete Nase mit weiten Löchern, schmale Lippen, ausgeprägtes Kinn und lange und schmale Ohren. Fast alle zeigen jenes sonderbare, sphinxartige Lächeln, das man bei so vielen Steinbildern findet.

Es kann nicht wundernehmen, wenn diese merkwürdigen Gebilde in einer trostlos zu nennenden, öden, vulkanischen Landschaft mitten im Weltmeer die Phantasie stark in Bewegung setzten. Ein großes Rätselraten hob an, und es begann, wie natürlich, zunächst bei den Eingeborenen der Insel. Aber die wußten nichts mehr von ihrer eigenen Vergangenheit. Sie erinnerten sich nur aus ihrer Überlieferung, daß sie von weit her über das Meer gekommen waren, und daß die Weißen sie vor einem Menschenalter in die Sklaverei geführt hatten. Vor fünfzig Jahren wohnten auf der Insel noch mehr als dreitausend Seelen; heute sind es keine zweihundert mehr. Damals kamen die Peruaner, packten die Wehrlosen auf Schiffe und führten sie als Zwangsarbeiter nach dem Festland, wo sie elend zugrunde gingen. Die heute lebende Generation ist verelendet und fristet ein kümmerliches Dasein.

Welche Gedankengänge der Errichtung der Steinbilder zugrunde lagen, ist inzwischen nur mit einiger Sicherheit geklärt worden. Es steht fest, daß die Riesensteine Glaubenszwecken dienten, daß sie Götzen oder, vielleicht genauer, Sinnbilder darstellten. Diese Sinnbilder wurden von besonderen



Steinbild auf der Osterinsel bei Rana-Roroſa.



Familien hergestellt, die eine Art Adel gebildet haben mögen, denn heute noch gilt die Herkunft von einer solchen Familie als besonderer Vorzug. Man muß sich aber erinnern, daß den Künstlern zur Herstellung der Bildwerke keinerlei Metallgeräte zur Verfügung standen. Lediglich geschärfte Obsidiansplitter dienten als Meißel, Steine als Hämmer. Darum kann es nicht wundernehmen, wenn ein Bildhauer während seines ganzen Lebens nur ein, höchstens zwei Bildwerke vollenden konnte.

In welcher Weise diese Bilder verehrt wurden, entzieht sich bislang der Kenntnis. Die Eingeborenen behaupten, daß das letzte Bild vor zweihundert Jahren fertiggestellt wurde. Welcher Mittel sie sich bedienten, die ungeheuren Steinmassen in Bewegung zu setzen und sie aufzurichten, warum die Arbeit plötzlich unterbrochen wurde, das alles ist in Dunkel gehüllt. Eine Meinung geht dahin, daß ein plötzliches vulkanisches Ereignis die Arbeit für immer unterbrochen und den größten Teil der Bewohner vernichtet habe. Jedenfalls wurde späterhin die bildnerische Arbeit nicht mehr aufgenommen. Man wendete sich vielmehr der Verfertigung kleiner, vortrefflich aus schönem einheimischen Holz gearbeiteter Hausgötter zu, die allerdings manchmal auch halbe Mannshöhe erreichen, und denen die steinernen Riesenbilder als Modell gedient haben. Nach der Meinung der Eingeborenen sind die aufrecht stehenden Bilder lebendig, die liegenden aber tot. Immerhin genießt auch die gestürzten steinernen Götter noch heute gläubige Verehrung. Früher sollen sie, als sie sämtlich noch standen, allnächtlich miteinander gekämpft und die Sieger den Unterlegenen den Kopf abgehauen haben. Mächtige steinerne Plattenformen bezeichnen heute noch die Stellen, auf denen diese Gestalten einst in Reih' und Glied standen.

# Wie der Rhein „entdeckt“ wurde.

Von Dr. Ulrich Witt, Vereinigte Stahlwerke, Gelsenkirchen.

Es gibt aus Altertum und Mittelalter, so sehr auch die geschichtliche Bedeutung des Rheines anerkannt wurde, keine einzige Äußerung, die ein Wohlgefallen an seiner Landschaft verrät. Der italienische Renaissancepapst Pius II., Aenea Silvius, der 1438 den Rhein hinaufzog, ist wohl der erste, der neben der Bewunderung der bedeutenden Städte auch ein begeistertes Lob der Natur anstimmt. „Über den Hügeln liegt eine gedehnte Ebene,“ schreibt er, „wo sich blumige Wiesen, lustiger Laubwald und buschige Haine finden. Und was all dies übertrifft: die Natur des Ortes selbst scheint dir zur Lust geboren. Denn es ist dir, als ob die Hügel selbst lachten und eine Art Jubel ausströmen ließen, daran man sich nicht genug erlaben und sättigen kann im Schauen, so daß diese ganze Gegend billig für ein Paradies erachtet und so genannt zu werden verdient, mit dem kein Ding des Erdkreises an Heiterkeit und Schöne sich vergleichen läßt.“ Johannes Buxbach, der spätere Prior von Maria Laach, preist 1496 den Rheingau wegen seiner Fruchtbarkeit als „eine Heimat unnenbarer Lust“. Selbst Dürer findet 1520 auf seiner Rheinfahrt nach den Niederlanden kein Wort für die Reize der Landschaft, und die Kupferstecher Merian und Hollar, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts so zahlreiche Ansichten vom Rhein schufen, beschränkten sich ganz auf die Städte, ohne die Anmut der Umgebung zu beachten.

Auch nach dem Dreißigjährigen Kriege heben die Klagelieder eines Abschaß und die Streitschriften von Leibniz doch nur die politische und geschichtliche Bedeutung des Rheins hervor. Man sah nur die nützlichen Kulturwerke, die Menschengeist und Menschenhand hier geschaffen, und fand in ihnen die Schönheit des Flusses. Bezeichnend dafür ist der 1739 erschienene „Denkwürdige und nützliche Rheinische Antiquarius“ von Dietrich, die erste eingehende und inhaltsreiche Schilderung des Rheingebietes, in der es wohl heißt: „Soweit sich der Lauf des Rheines erstreckt, bewässert er durchgehends die schönsten Landschaften.“ Aber diese Schönheit wird vor allem darin gefunden, „daß man alles, was zu des Menschen notdürftiger Verpflegung dienlich ist, darinnen antrifft“. Ein Nachklang dieses praktischen Standpunktes lebt auch noch in der ersten wirklichen Rheinpoesie unseres Schrifttums, in den Rheinliedern von Klopstock und vor allem Claudius, die den Rhein als Weinspender besingen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben. Gefegnet sei der Rhein!“

Um die Herrlichkeit dieser lieblichen und zugleich mächtigen Natur zu erfassen, mußte erst das Gefühl aufgelockert wer-

den, wie es durch Rousseau geschah. Sein größter Schüler im Naturempfinden, Goethe, ist auch der erste, der am Rhein sich von den Zeugen uralter Vergangenheit und der Pracht blühender Gegenwart im Innersten ergriffen fühlt. An die Burg Lahneck richtet er 1774 den schönen „Geistesgruß“, und der Rheinfall bei Schaffhausen wird ihm zum starken Erlebnis. Die rechte Begeisterung hat er erst entfaltet, nachdem die Romantik diese Schönheit entdeckt hatte, und auch der erste geniale Sänger, der dem Rhein unvergängliche Hymnen gewidmet, Hölderlin, hat nicht eigentlich die besondere Eigenart des Flusses geschaut, sondern im „Vater Rhein“ ein gewaltiges Sinnbild menschlichen Daseins dargestellt.

Im Jahre 1802 kam Friedrich Schlegel auf seiner Reise nach Paris an den Rhein, und er fand in dem Strom und seiner Natur eine Offenbarung deutschen Wesens und deutscher Schönheit, die von da an in der Dichtung und in den Herzen weitergewirkt hat. „Der Anblick dieses königlichen Stromes“, schreibt er, „muß jedes deutsche Herz mit Begeisterung erfüllen. Wie er durch Gelsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die fruchtbaren Niederungen wälzt, um sich endlich in das flachere Land zu



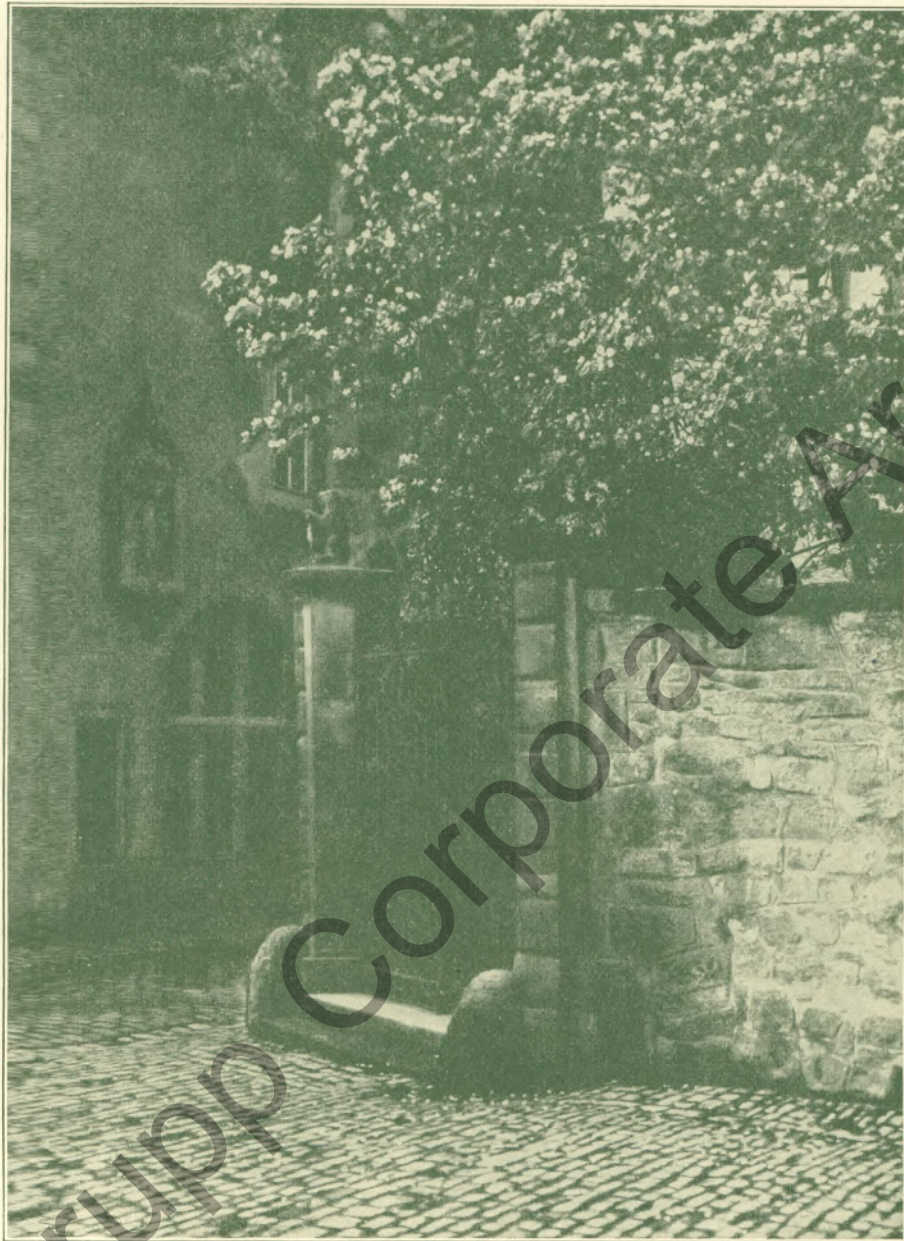
Frühling am Rhein  
Die Clemenskapelle bei Burg Rheinstein.

Lichtbild: A. Rupp.

verlieren, so ist er das nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters.“ Bald nach ihm ziehen Arnim und Brentano rheinabwärts, mit der Laute im Arm, auf Lieder und Mären lauschend, und ihnen folgte die junge Dichterschule, von den Tönen des „Wunderhorns“, das am Rhein erscholl, magisch angezogen. Clemens Brentano hat in seinen Rheingedichten und Rheinmärchen die ganze Melodik der Rheinpoesie angeschlagen und vor Simrock die unvergleichliche Verschmelzung landschaftlicher, geschichtlicher und volkstümlicher Werte verherrlicht. So findet die Romantik am Rhein ihre eigentliche Heimat, und Frau von Staël, die die erste ausländische Lobrednerin des Rheins ist, nennt ihn aus dieser Stimmung heraus den Schutzgeist Deutschlands.

Wilhelm Grimm schreibt 1815: „Der Rhein ist was gar Wunderbares, das sich nicht beschreiben läßt, aber so ganz zum deutschen Wesen gehört, daß wohl jedem das Herz schlägt, wenn er ihn zum erstenmal sieht und dann auf seinem smaragdgrünen Wasser fährt.“

Die Schönheit des Rheins war der Menschheit offenbar geworden, und endlos wird die Zahl der Dichter, Maler, und Schilderer, die ihn loben und preisen — bis auf den heutigen Tag!



Lichtbild: A. Rupp.

## Deutscher Frühling.

Nun die Eisbrennen an den winterlichen Fenstern längst verblühten, wandelt wie ein Heimweh uns wohl die Lust an, unterzuziehen in den Glanz dieser Tage, dieses wandelbare Antlitz der heimatlichen Erde zu schauen, diesen Duft des mütterlichen Bodens zu kosten.

Da steigen aus dem bunten Gewirr ersten Frühlingsgrüns die verwitterten Häupter rheinischer Burgen empor. Auch über ihren Häuptern fluteten die Wellen der Zeit! Auch über diesen Türmen und diesen Giebeln, auch über den Ufern dieses Stromes zucken die Ätherwellen des technischen Zeitalters. Aber Burgen und Strom sind umgewandelt. Aus diesen bröckelnden Mauern, an diesen bunten Ufern sprießen wie vorzeiten die Frühlingsblüten. Fast deckt der dicke Blütenschnee die leeren Fensterhöhlen.

Doch auch wo keine Burgen ragen und keine Bergwälder rauschen, flocht der Frühling sein buntes Band. Über märkischen Bauernhäusern wiegen sich der Birken zarte Schleier. Der großen Fliederbüsche weiße und blaue Pracht leuchtet über den winkligen Torbogen verträumter süddeutscher Städte.

Da wir so das Antlitz der Heimat erschauen, dieses von der Zeit zerfurchte, mit Runen und Rissen bedeckte und doch schöne Gesicht, wissen wir: diese heimatliche Erde, die uns nährt und hütet, dieser mütterliche Boden, der Saaten spritzen läßt und das Korn zur Reife bringt, ist gesegnet!

A. C.

und konnten uns dann dem Zauber der Morgenlandschaft so recht von Herzen hingeben. Es bot sich ein wunderbarer Anblick. Oben die alte Ruine Haichenbach glitzerte schon in den ersten Sonnenstrahlen, während noch dichte Nebel auf dem Wasser lagen. Doch bald brach die Sonne durch, die Nebelschwaden zerflochten, und heller Sonnenschein überstrahlte das ganze Tal. Nach dem Frühstück wurde ein erfrischendes Bad genommen, und dann ging's an die endgültige Ausrüstung des Bootes. Aus Weidenruten bauten wir eine Takelage, bestehend aus einem Segelmast und einem Flaggenmast; eine Zeltbahn diente bei gutem Wind als Segel, doch lag sie meist zusammengerollt auf Deck. Vorn flatterten die Wimpel der Staaten, die unser Kurs berührte: Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn und Serbien. Am Heck zeigte die deutsche Handelsflagge, daß Deutsche auf der Wanderung seien.

Gegen Mittag hatten wir das Linzer Raxlet erreicht. Schon von weitem kündigte ein gewaltiges Rauschen ein Hindernis im Strome an, das bei Hochwasser dem Fahrer recht große Sorgen bereitet; doch heuer war es harmlos, nur zwang uns gesteigerte Geschwindigkeit, das Boot vor einem Zusammenstoß mit den massenhaft umherliegenden Steinen zu bewahren. Linz, die Hauptstadt Oberösterreichs, durchfuhrn wir ohne Aufenthalt; erst eine Stunde später entstand unser Wigwam auf der „Großen Mückeninsel“.

Am frühen Morgen erwartete uns draußen die Sonne. So schnell es ging, wurde „in See“ gestochen. Nach kurzer Zeit war die zweite gefährliche Stelle der Donau zu durchfahren: der Greiner Strudel. Mußten wir auch alle Sinne anspannen, um von den oft recht üblen Schwällen nicht gegen die Felsen geschleudert zu werden, so klappte doch alles tadellos; das Boot hielt sich tapfer, und bei Einbruch der Dämmerung tauchten in der Ferne die Zinnen des gewaltigen Klosters Melk vor unseren Augen auf.

Am anderen Morgen ging's zeitig aus den Federn, hundert-

vier Kilometer bis Wien sollten an diesem Tage erledigt werden. Um nicht zu schnell zu ermüden, wurde Wechselfeldienst eingeführt; jeder paddelte ein Kilometer, während der Zeit

konnte der andere sich ausruhen und die Gegend anschauen. Dort gab es denn auch des Herrlichen genug zu sehen, waren wir doch in der liebrenden Wachau, dem schönsten Teile des ganzen Donautales. Vorüber zogen die alten Ruinen und Burgen, all die sauberen, kleinen Städtchen, als Krone des Ganzen schloß sich Dürnstein, die malerische Feste, an. Dort hatte Heinrich der Löwe auf Geheiß Barbarossas gefangengeessen, bis ihn sein treuer Sängler Blondel fand und befreite.

Plötzlich traten die Berge zurück, zu beiden Seiten wurde das Ufer allmählich flach, das weite Tullner Tal begann. In Stein mußten wir landen da uns Laue für die Segel fehlten und wir den guten Rückenwind nicht unausgenutzt lassen wollten. Als aber dann der Wind in die Segel fuhr, daß sich die Masten bogen, da lief das kleine Boot ein Tempo, daß es eine wahre Freude war. Wie es durchs Wasser schoß, und mit welcher Gewalt es die Dampferwellen durchschnitt! Mancher Wanderer,

der am Ufer seines Weges zog, machte ein recht verdutztes Gesicht, als er uns mit solch primitiver Takelage vorbeitreiben sah. Doch nach wenigen Stunden hatte die Freude ein Ende, die Stärke des Windes ließ nach, und bald hörte er ganz auf.

Schon machte sich aber die nahende Weltstadt Wien in ihren ersten Anzeichen bemerkbar. Leider aber war es schon

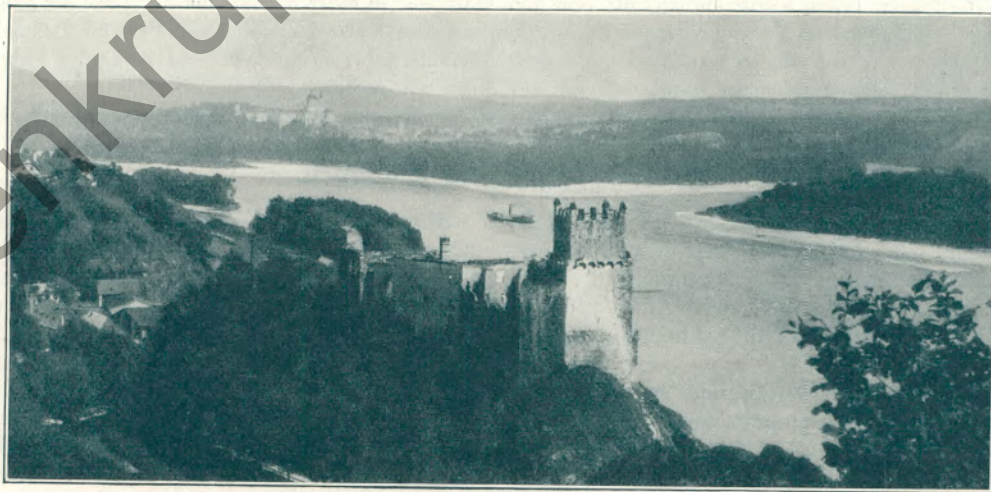
dämmerig geworden, und ehe unser Anker im Hafen der alten Kaiserstadt niederrasseln konnte, brach völlige Dunkelheit herein. Mit Luchsaugen paddelten wir weiter. Bei Nußdorf, einem Vororte Wiens, gelang das Anlegen.

Zwei Tage vergnügten wir uns an dem Wiener Leben, dann zog es uns

mit aller Gewalt wieder hinaus aufs Wasser, zu unserem Boot. Die Nacht war schon hereingebrochen, und ein ziemlich fühler Wind blies von Osten, als unser Boot im Ruchelauer



Stift Melk.



Ruine Weitenegg, im Hintergrund Stift Melk.



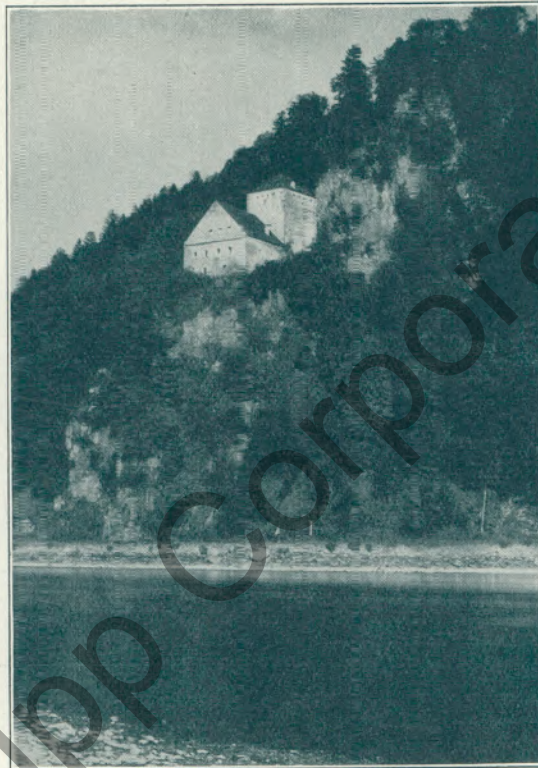
Schloß Dürnstein.



Schloßruine Hinterhaus.

Hafen wieder ins Wasser gelassen wurde. Der Widerschein der hell erleuchteten Stadt in den Wassern der Donau blendete die Augen, und die Geräusche des Hafenbetriebes überlöteten das Rauschen der Bojen. Hier jagt der Strom mit zehn Kilometer die Stunde, und alle Sinne mußten angespannt werden, sollte uns nicht ein Zusammenstoß das Boot in Trümmer legen. Da, ein Rauschen rechts — in zwei Meter Abstand glücklich an der Boje vorbei. Hinter uns ein Dampfer! Achtung auf die Brückenpfeiler! Da tauchten die Umrisse eines Schlepperschiffes aus der Dunkelheit auf. Vorsicht — Ankerketten! Die Paddel zum Steuern bereit in der Hand, den Kopf weit vorgebeugt, trieben wir an dem schlafenden Wien vorbei; eine Stunde dauerte diese Nervenprobe, dann hatten wir genug. Von einer früheren Fahrt her erinnerte ich mich eines kleinen Kanals, der hier abzweigen mußte, ein glücklicher Zufall ließ ihn uns finden. Ein alter Neßfischer, der die Nächte einsam in seinem engen Fangkasten zubrachte, war froh, etwas Gesellschaft zu finden. Unser „Petri Heil“ erwiderte er mit „Glückliche Fahrt“ und wünschte uns eine gute Nacht im Gestrüpp auf dem Felde von Aspern.

Noch einen letzten Blick konnten wir am nächsten Morgen auf die schlafende Stadt des Wälders werfen, dann entschwand sie unserem Blick. Lange noch begleiteten die Hafenanlagen den Lauf des Stromes, Erdöl tanks und große Lagerhäuser



Schloß Krempelstein.

Arpads, des Madjarenherzogs, mit erhobenem Schwerte gen Westen. Heute liegt es in Trümmern — tschechischer Über-

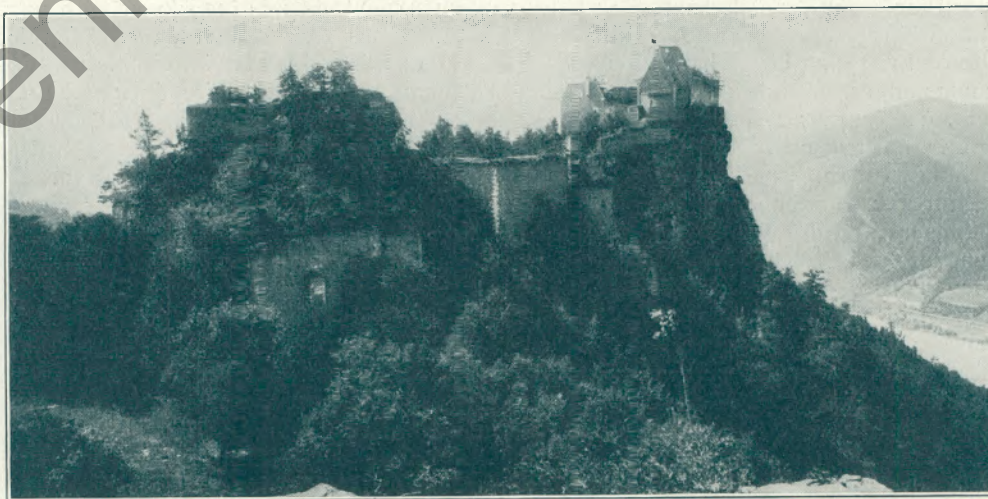
zeugten von dem Umschlagverkehr, den Wien als Verbindung des Westens mit dem Osten zu bewältigen hat.

Links dehnte sich das weite Feld von Aspern, dort wurde einst die Legende von der Unbesiegbarkeit Napoleons zerstört. Bald hatte die Wildnis von beiden Ufern Besitz ergriffen, hoch auf den Bergen winkte schon die Feste Hainburg, heute die östlichste Stadt Österreichs. Die Trümmer ihrer gewaltigen Mauern zeugen von den furchterlichen Kämpfen vergangener Zeiten, und könnten sie sprechen, sie würden viel zu erzählen wissen von wilden Ungarhorden, von blutigen Schlachten mit den Böhmenkönigen, von Türkennot und Franzoseneinfall.

„Dort drüben beginnt die Tschechei,“ — der Zollwächter zeigte auf die Mündung der March — „in einer halben Stunde haben Sie Theben, die Grenze, erreicht.“ Auch Theben war einst der Schauplatz wilder Kämpfe; hier sank die Macht Ottokars von Böhmen vor den stürmenden Ungarn in den Staub, und jahrhundertlang drohte das Denkmal

es —, und die weißblaurote Triflore der Tschechei weht von den Ruinen der alten Burg.

Noch schmerzlicher berührt es den Deutschen, sieht er von den öffentlichen Gebäuden Preßburgs die Tschechenfahne wehen. Die alte



Ruine Aggstein in der Wachau.

deutsche Stadt, die in ihren Mauern außer dem Gründervolk einige ungarische und slowakische Familien beherbergt, hat heute den schönen Namen Bratislava erhalten, während die Ungarn sie Pozsony nennen wollen.

Am Kai des Preßburger Hafens entstand ein großer Menschenandrang, als wir durch die verankerten Schleppfähne und Schiffe labierten. Nach einer Stunde umsäumte wieder dichter Urwald die Ufer des Flusses. Links dehnte sich das unübersehbare Marchfeld, auf dem 1260 Ottokar von Böhmen eine große Schlacht gegen den Ungarkönig Bella II. gewann. In unzählige kleine Äste und Arme teilt sich hier die Donau und bietet dem einsamen Wanderer neben einem wildromantischen Anblick auch recht schöne Lagerplätze.

Es war schon dunkel geworden, als wir das Boot an Land zogen. So verzichteten wir auf die Erkundung der Insel und krochen ins Zelt. Lachender Sonnenschein weckte uns am anderen Morgen, und was von der Dunkelheit des vorigen Abends vermischt worden war, zeigte sich jetzt in voller Schönheit, überflutet vom Sonnenlicht. Zu unseren Füßen der breite, ruhig dahinfließende Strom; die Unberührbarkeit und Einsamkeit seiner Umränder, die verschlungenen Wege seiner Seitenarme, alles machte auf uns einen solchen Eindruck, daß wir beschloßen, einen Tag dort zu verweilen. Teils zu Fuß, teils mit dem Boot durchquer-

ten wir die nähere Umgebung, ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen oder unternahmen vergebliche Angelversuche. Das einzige, was an die Nähe menschlicher Siedlungen und europäische Zivilisation erinnerte, waren die ab und zu vorbeitreibenden Fischerboote und der Eisdampfer der Österreichischen Donaudampfschiffahrt.

Erst am späten Nachmittag ging die Fahrt weiter. Noch einmal schauten wir uns nach der gastlichen Stätte, nach unserer Paradiesinsel, um, auf der wir Könige gewesen waren. Dann nahmen neue Schönheiten unsere Sinne in Anspruch. Die schon vor Wien auftretenden Vogelscharen vermehrten sich hier zusehends. Oft waren große Inseln mitten im Strome von den geflügelten Gästen förmlich übersät. Im Fernsteher zeigte sich dann ein buntbewegtes Bild. Am Rand der Sandbank standen, mit ihren Stelzen im Wasser, die langbeinigen Reiher. Mit philosophischer Miene betrachteten einige weiße Störche ihre fischenden Genossen; für das nötige Geschrei sorgten Möwen, Elstern und Krähen, die in ungeheuren Mengen in steter Bewegung die Insel bevölkerten. Bald flogen sie in Scharen auf, machten einen Rundflug und kamen wieder. Daneben ertönte im Chor das Gequarre der Wildenten. Sogar einige Kiebiße mischten sich in diese großartige Versammlung.

Den prächtigsten Anblick boten aber unzweifelhaft die Kormorane in ihrem tiefschwarzen Federkleid und mit ihrem gelben Hakenschnabel, wenn sie in ruhigem Zuge durch die Luft zogen, ab und zu einen krächzenden Laut ausstoßend.

An der ungarischen Grenzwaiche trieben wir in der Dämmerung vorbei. Das Ufer war wieder dicht mit Weiden bewachsen, und um jenen blutgierigen Saugern zu entgehen, die dort Nacht für Nacht in Myriaden herumsommen, fuhren wir in der Dunkelheit weiter.

Es ist etwas Eigentümliches um solche Nachtfahrt auf unbekanntem Wasser. Man sieht nichts als einen verschwommenen hellen Streifen, den Strom, und einen dunklen Rand dort, wo seine Ufer beginnen. Man verliert den Sinn für Entfernungen, und oft kam es vor, daß ich mit einem kräftigen Paddelschlag das Boot herumreißen wollte, weil ich glaubte, im nächsten Augenblick stießen wir gegen das Land. Mein

Freund behauptete dann, wir seien mindestens noch hundert Meter davon entfernt. Hier schnellte sich ein Fisch aus dem Wasser und klatscht nieder, dort bricht aus der steilen Lehmwand ein Klumpen Erde und fällt ins Wasser; aus der Ferne ist das Rauschen von Schiffsmühlen vernehmbar; vor der einsamen Hütte eines Fischers bellt Koro oder Sultan seine Liebesklage in die stille Nacht, und die anderen Rörter des Umkreises fallen ein. Über uns strahlt der



Am Ring in Wien.

Parlament, Rathaus, Universität, Burgtheater.

Himmel mit einer wunderbaren Klarheit, und seine Sterne spiegeln sich in den Wassern. Nun wird es kühl — eine dicke Zoppe heraus und den Schwimmgürtel umgeschnallt. Mit der Taschenlampe kontrollieren wir auf der Generalstabkarte die Bogen und Schleifen des Flusses. Ab und zu geben auch die Lichter eines Dorfes Anhaltspunkte für die Orientierung. So geht es stundenlang dahin, die Nerven sind aufs höchste angespannt. „Achtung! Wir müssen nach links! Eine Sandbank!“ Der Vordermann ruft es. Mit aller Macht tauchen die Paddeln ins Wasser, eben noch hat es geklappt, jetzt ein kurzes Knirschen... rettungslos festgefahren. Da hilft denn nichts als aussteigen und das Boot über den Sand ziehen. Nach mehreren solcher Manöver sind wir flott und rechtschaffen müde.

Ich wickelte mich in meinen Gummimantel, lege mich lang ins Boot und ziehe die Spritzdecke über. Noch einen Augenblick sehe ich die Sterne über mir vorbeiziehen, dann bin ich eingeschlafen. Am Morgen weckt uns der Ruderschlag einiger Fischerfähne, die mit großer Mühe stromauf fahren.

Freundliche Dörfer und Städtchen auf beiden Ufern, die oft einen recht deutschen Eindruck machten. Dort stand ein Blondkopf neben einem schwarzhaarigen Ungarn oder Slowaken und winkte der vorüberfließenden Segel, „jacht“ zu.

Eine Sandbank in der Mitte des Stromes stellte sich als ein so günstiger Lagerplatz dar, daß wir ungeachtet der frühen Tageszeit Segel refften und anlegten.

Als der Futtermeister wieder Eier in die Pfanne schlagen wollte — innerhalb der kurzen Zeit zum fünfzehnten Male Spiegeleier mit Schmalzbrot —, protestierte ich lebhaft. „Deine Spiegeleier in Ehren, aber heute will ich mal was anderes haben. Wie wär's mit einer kräftigen Fleischbrühe?“ Er erklärte, mein Vorschlag wäre seinen Wünschen nur entgegengekommen, und bat mich, ihn ans Ufer zu fahren. Er ging dann einkaufen. Während ich im Boote wartete, kamen zwei kleine Dorfbewohner hinzu, ein ungarischer und ein deutscher Junge. Bald kamen wir ins Gespräch, und ich erfuhr, daß Suttö, so hieß die Stadt, eine deutsche Siedlung sei, die unter Maria Theresia von Badenern gegründet worden sein soll. Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Freude ich den Kleinen im fernen Ungarn schwäbeln hörte.

Diese Leute, die jede Verbindung mit ihrer ursprünglichen Heimat verloren haben, deren Leben aus einem einzigen Kampf gegen fremdes, oft nicht günstig gesinntes Volkstum besteht, die, was sie an Kulturgütern besitzen, sich alles selbst in mühsamer Arbeit erwerben mußten, diese Menschen verdienen, daß man im Reiche auch manchmal an sie denkt. Gewiß besteht in der Stadt eine Schule, aber die Lehrer sind Ungarn und haben deshalb kein Interesse daran, deutsches Kulturgut zu verbreiten. So kommt es vor, daß die dortigen Schwaben zur deutschen Sprache die ungarische Orthographie verwenden, daß es ihnen schwer fällt, deutsche Zeitungen zu lesen, trotzdem Deutsch ihre Muttersprache ist und sie es fließend sprechen. Alle haben eine Sehnsucht: Deutschland! Eine Reise zur Heimat ihrer Ahnen ist ihr höchster Wunsch. Es dünkt sie ein Paradies, einmal unter Deutschen zu leben.

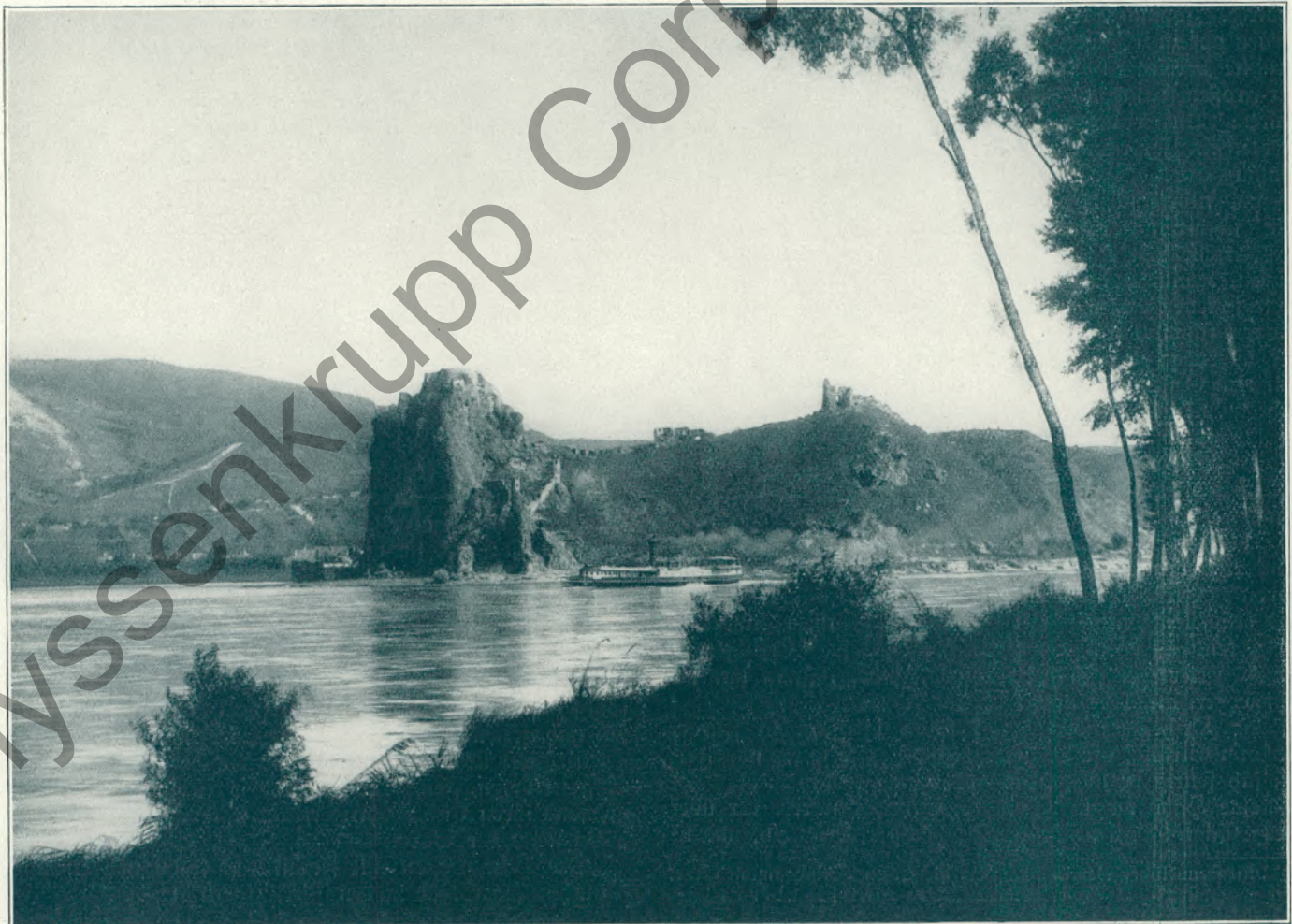
Bis spät in die Nacht saßen wir mit unseren Gastgebern zusammen, die nicht genug hören konnten von Deutschland.

Am Morgen hatte sich die Donau beruhigt, und mit der Hoffnung, gegen Abend Ungarns Hauptstadt, Budapest, zu erreichen, paddelten wir mit frischen Kräften los.

Als wir am Spätnachmittag an Szob vorbeisegelten, entstand am Ufer lebhaftes Geschrei, und durch das Fernglas sahen wir ungarische Marinesoldaten, die uns durch Winken einluden, zur Zollrevision ans Ufer zu kommen. Als nach einer Stunde die Zollkontrolle immer noch nicht erledigt war, gaben wir die Hoffnung auf ein Paprikagulasch aus Budapester Küche auf. Am Fuße der alten Königsburg Visegrad entstand unser Zelt auf der großen Szenteendre-Insel. Sehnsüchtig schauten wir dem Personenschiff nach, welches mit vollen Lichtern an uns vorbeidampfte. In der Nacht wurde es gehörig kalt. Erst als ich mich in meinen Gummimantel eingedreht hatte, konnte ich einschlafen. Mein Kamerad, dessen lange Beine zum Zelt herausquakten, benutzte den brennenden Spiritusbocher als Wärmequelle. Seit der Zeit haben wir die meisten Nächte im Boot verbracht, das mit seiner Gummihaut einen trefflichen Wärmespeicher darstellte.

Wir krochen nicht eher vom Lager, als bis die Sonne Kraft genug hatte, die durchfrorenen Glieder schnell zu erwärmen. Etwas Besonderes ereignete sich nicht, und wohlbehalten saßen wir am Abend in einem der feinsten Budapester Cafés und erfreuten uns bei den Klängen der Zigeunermusik der großen Abwechslungen, die das Leben uns bot. Vor wenigen Stunden noch als Naturmenschen im Gewirr der Donauarme herumkutschierend, Wind und Wetter ausgesetzt, ließen wir uns jetzt wie verwöhnte Großstädter von zwei besracketen Kellnern den weltbekannten Budapester Hobbesh-cáve reichen.

(Schluß folgt).



# Johann Strauß.

Von Josef Windler\*.

Mit einem unveröffentlichten Scherenschnitt von Hans Bilz.



o der Walzerkönig, an Höfen und Theatern herumreisend, sich in den schlanken Hüften wiegte und mit langen bleichen Händen durch den Haarwald fuhr, da sang Zauberei und Magie an und stieß er die Herzen in Beseffenheit.

Denn er war nicht mehr bloß Primgeiger, der mit dem Geigenbogen wie frühere Dirigenten

aufs Pult schlug, oder einer, der mit der Notenrolle kommandierte — er gehörte zu der neueren, eleganten Schule der geräuschlos Dirigierenden mit dem Taktstock, die vielerorts eine unerhörte Sensation war! Mit dem feinen Sinn des Vollblutmusikers wuchs er aus faszinierender Dämonie gebändigter Ruhe langsam siegesgewiß empor zu schwelgerischer Lyrik, zartester Schwärmerei und griff selber zur Geige nur an bestimmten Momenten, um dann atemraubend hinzureißen, und kannte keinen Widerstand zwischen Erde und Sonne.

Dem Baron wurde nun hinterbracht, daß Strauß geäußert hätte: „Ja, wenn ich geige, tanzen selbst die Rüken in den Eiern mit!“

Also gedachte der Baron dem Musiker einen Tort anzutun und lud ihn samt seiner Kapelle zu einer großen musikalischen Soiree. Johann Strauß sagte zu und wurde mit seinen Getreuen auf zwei Jagdwagen abgeholt. Das ganze Schloß erstahlte bereits in Glanz. Stimmengesumm und Gewoge der großen festlichen Gesellschaft drangen ringsum durch alle Türen. Diener liefen die Treppen auf und nieder. „Sie werden ein Ihrer würdiges Publikum hier beisammenfinden!“ spannte der Gastgeber die Erwartung seiner Wiener Gäste — und führte sie dann persönlich aufs Podium, das durch einen schweren Vorhang vom Saale getrennt war. Während die Kapelle hier ihre Instrumente stimmte, schwoll Stuhlrücken, Kommen und Gehen der Zuhörer immer noch an; viele schienen keinen Platz mehr zu finden, und hochtönende Namen schwirrten. Der Baron im Frack, süßlich erregt von der nahenden Veranstaltung, unterhielt sich im Flüstertone mit dem Geschmeichelten und erklärte, wie mühsam umständlich das Kleinste vorbereitet sei: „Auf daß der Eindruck noch faszinierender wirkt, werden Ihre Zuhörer gleich in abgedämpftem Licht sitzen!“

Dann endlich gab er das Klingelzeichen, die Lüster erloschen, der Vorhang rauschte auf — Totenstille.

Die Musiker, im märchenhaft blendenden Glanz von dreihundert Herzen, begannen als Ouvertüre mit dem „Zigeunerbaron“. Strauß wiegte sich dezent in den schlanken Hüften und kräuselte gemessen mit den langen bleichen Händen — dirigierend — durch den Haarschopf. Seines Erfolges bewußt, gerierte er sich herablassend, gnädig, kaum lächelnd, sehr beherrscht, sehr abweisenden Hochmuts.

Das Orchester aber geriet schon langsam in Furore. Johann Strauß, der Walzerkönig, dämpfte nur, nuancierte, riß jäh feurig erglühend ab und verneigte sich . . .

Keine Hand wagte Applaus. Gebannt starrte der überfüllte Saal. Dies schien bereits höchster Triumph, und be-

glückt von Erwartung, hob er den Taktstock abermals, fuhr sich größer durch die gelockerte Mähne, wuchs, räusperte sich, instruierte, intonierte, kloppte — und die Geigen sluteten los: „Gledermaus . . .“

Als kaiserlich-königlicher Hofballmusikdirektor, dessen Tanzorchester Allerhöchste Hoheiten enthusiastisiert, kannte er kein Lampenfieber, sah wohlgefällig die Hand in der weißen Manschette steigen, sinken, und es huschte nicht der Schatten einer bösen Ahnung durch sein Gemüt; er zerschmolz in Kontakt und prächtigster Laune, blühende Wellen von Klang schlingend und schleudernd, und verneigte sich abermals.

Totenstille. Reih' an Reih' erstarrt, versteint. Die berühmte Stednadel wäre wie ein Balken zu hören gewesen. Strauß zwinkte, voll unerklärlicher Unsicherheit, und lugte diskret und sah die vornehme Versammlung im gedämpften Saal: vorn übereinandergeschlagen Bein an Bein in Lackstiefeln und Goldkäferschühchen, tiefe gepuderte Brüste, diamantenfunkelnbe Arme, gesteierte Hemden zu Fracks in langen Reihen, ordnungsgeschmückte Uniformen dazwischen, Gelehrtenköpfe mit schlohweißem Haar; ja, längs den Wänden in ergriffen versunkenen Haltungen standen sie, dort auf den Fensterbänken saßen sie, Kopf an Kopf . . .

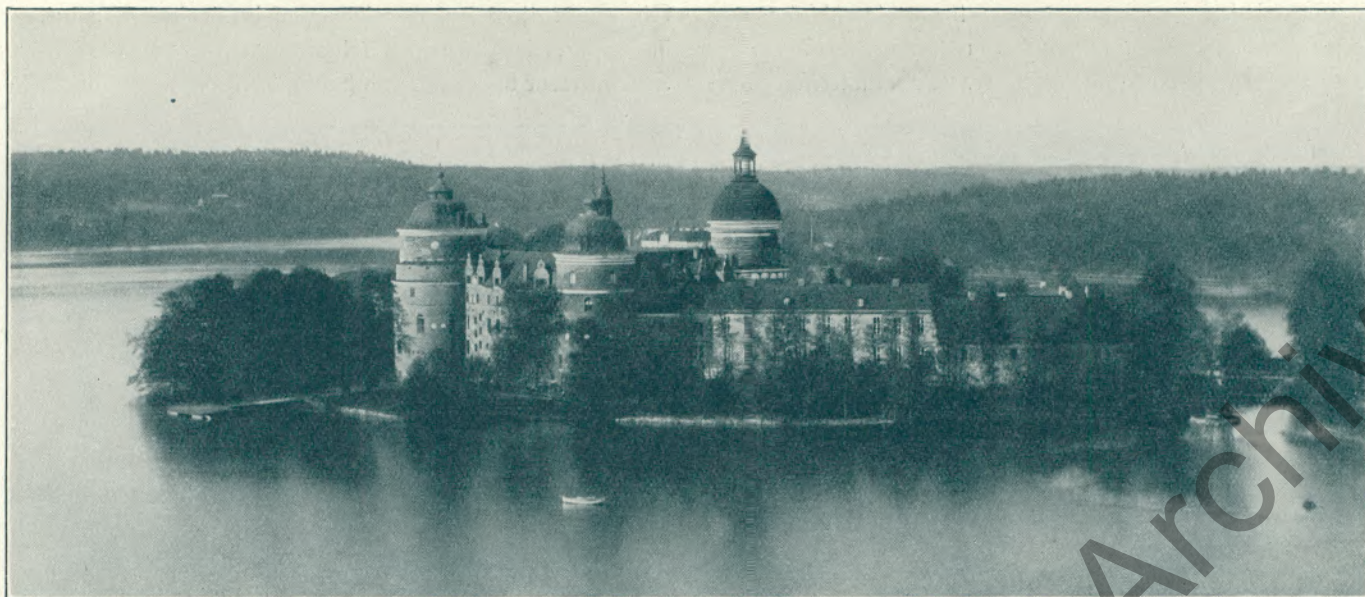
Ha! packte es ihn unheimlich plötzlich wie ein Schwindelanfall: „Was ist das? — zu blasirt? Ihr Krautjunker? Landpommeranzen? Krieg' ich euch träge Westfalenseelen nicht mehr 'rum? Zieh' ich nicht mehr? Wartet nur, um die Füße sollt ihr mir winseln vor Tollheit!“ Und holte sein nie versagendes Bravourstück, seinen Welttschlager, mit dem er die Teufel selig geigte: „An der schönen blauen Donau . . .“ Und fächerte langsam sein Seidentuch über die Schulter und setzte sich selber die Stradivari in Pose unters Kinn und holte mit aus. Und der Maestro gebärdete sich in musischer Verzückung, quoll, schmolz, und Wohlklang rann in Strömen, das Orchester spielte sich selber überwiegend in einen hinrauschenden Rhythmus, vom Maestro angesteckt; der sank in die Knie, kroch in sich wie ein Zwerg, wieder anschwellend zum zehgehüpfenden Riesen mit tausend Leben in Armen und Händen, unter seltsamsten Gebärden webend und wabernd in der Luft göttliche Wollust-Musik — — und jetzt — — noch eine Note — jetzt — dann — gewohnt, daß Applaus wie eine Bombe über sie hereinplagte — — —

Totenstille. Niemand regte sich. Ja — das war Protest! Das ist Obstruktion! Canaillen —!!! Und seiner Sinne nicht mehr Herr, krümmte Strauß die hohle Hand feuchend über die Augen — alle Musiker sprangen auf und — auf einmal, in ungeheurer Erkenntnis — vorstürzend — — gewahrten sie: daß sie eineinhalb Stunden bis zur völligen physischen Erschöpfung und Raserei, in heißen Schweiß gebadet, vor einem Panoptikum sich verschwendet hatten, vor lauter ausgestopften Altrappen, vor Strohmännern und -damen, Phantomen, bemalktem Gips, Pappe und Latte . . .

Den Fiedelbogen in der Faust, stürmte der genarrte Walzerkönig auf das Entree und die Treppen hin durchs Haus und sah unbegreiflich gleichgültig, als wäre nichts geschehen, die Dienerschaft überall ihre gewohnte Beschäftigung verrichten, Sofas klopfen, Fenster putzen, und herrschte eine Magd, die grinsend ihren Eimer vorübertrug, schäumend vor Wut an: „Wo steckt der Baron —?“

„Der Herr Baron mit Familie ist schon vor eineinhalb Stunden zur Stadt in den Zirkus gefahren . . .“

\* Mit freundlicher Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart entnommen aus: Josef Windler „Der tolle Bombereg“. Preis in Halbleinen 6,50 M.



Schloß Gripsholm.

## Schweden.

Von The E. Tromm, Göteborg.

Mit Recht kann man Schweden das Land der Seen und der brausenden Ströme nennen. Wohin man sich immer wendet, ob man das Land durchwandert, oder ob man es mit der Eisenbahn durchsaugt: immer tauchen hinter blühenden Landschaften oder endlosen Wäldern blinkende stille Seen auf, die, erhaben in ihrer Einsamkeit, dem weiten Himmel und den über ihnen dahinziehenden Vögeln ihren Spiegel hinhalten. Es liegt eine so unbeschreiblich beruhigende Stimmung über diesen Seen, daß man gerne bei ihnen verweilen möchte, um sich an ihren Ufern eine Hütte zu bauen.

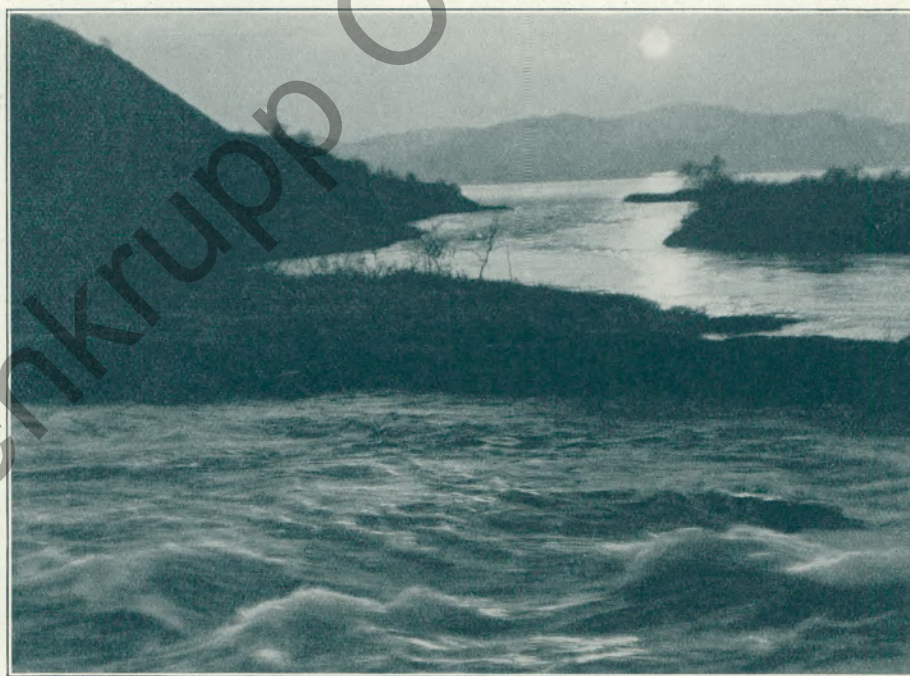
Brausende Ströme ... Donnernd rauschen sie zu Tal. Sie stürzen in hohen Fällen über das Gestein und spru-

deln talwärts in reißenden Fluten. Manche von ihnen hat der Menschengestalt ausgenutzt zur elektrischen Krafterzeugung. So versorgt z. B. der Porjusfall in Lappland ganz Nord-

schweden, einschließlich der großen Erzgruben von Gellivara und der Eisenbahn, die Narvik in Norwegen mit Luleå in Schweden verbindet, mit elektrischer Kraft.

Das nördlichste Schweden, Lappland, ist in seiner unvergleichlichen Eigenart von ganz besonderem Reiz. Im

Winter die weiten, unabsehbaren Schneefelder, die selbst den Lappen mit seinen Rentierherden veranlassen, sich weiter südwärts zu begeben, um neue Futterplätze für die Tiere zu finden, in dem wunderbaren Nordlicht, das bisweilen den ganzen Horizont mit seinem bunten Farbenspiel übergießt — im Sommer die reiche, blühende Blumenpracht der weiten Flächen in der unwirklich scheinenden Beleuch-



Mitternachtssonne über Lappland.

tung der Mitternachtssonne, die mehrere Wochen hindurch die Nacht nicht dunkel werden läßt.

Den Lännforsen, Jämtlands schönsten Wasserfall, hat man

den Brautschleier genannt, denn seine ewig abstürzenden Wasser sprühen beständig im feinsten Wassernebelstaub, der wie der zarteste Spitzenschleier wirkt. Das malerische Are-massiv eignet sich ganz besonders zum Wintersport und wird aus diesem Grunde von allen Sportsleuten bevorzugt. Aber auch im Sommer ist es ein beliebter Gebirgserholungsaufenthalt. Die stolzen, reichen Schlösser Mittelschwedens, Zeugen internationaler Baukunst, die zahlreichen industriellen Anlagen, insbesondere die der gut ausgebauten Waldwirtschaft und Pa-

pierindustrie, die breiten Erzlager Dalarnes sind interessant und sehenswert. Dalarnes gastfreie fremdliche Bevölkerung heißt den Fremden gerne willkommen. In den malerischen Dörfern herrscht uralte Tradition, und nirgendwo in Schweden ist der Geist der großen Freiheitskämpfer Gustav Vasa und Engelbrekt Engelbrektsson noch so lebendig in der Bevölkerung wie eben hier. Wie gut läßt sich am Strande des herrlichen Siljansees räumen! Wie schön ist es, dem Rauschen des Dal-elf zu lauschen! Alle Wasserläufe Mittelschwedens bilden die natürlichen Transportwege der für die Papierindustrie bestimmten Hölzer. Sie treiben mit den Strömen zu Tal, um an bestimmten Stellen aufgefangen und gesammelt zu werden. Oft stauen sich die kreuz und quer treibenden Hölzer, versperren irgendwelche kleineren Gefälle und verursachen dadurch nicht selten eine Überflutungsverweirung der angrenzenden Felder und Weiden.

Stockholm, am Mälarsee, ist unvergleichlich schön.

Die Stadt liegt auf einzelnen Inseln, Holme genannt, und ist durch viele Brücken miteinander verbunden. Stockholms Hafenverkehr beschränkt sich hauptsächlich auf Rußland, Finn-

land, die baltischen Staaten und die deutschen Ostseehäfen. Stockholms Umgebung ist malerisch und interessant. Die Schären sind bewaldet, im Gegensatz zu den Schären der Westküste.

Die schönste Verkehrsstraße Schwedens, die von der Ostküste zur Westküste führt, bildet der Göta Kanal, der quer durch das blühende Land zieht und dem Reisenden unvergeßliche Eindrücke schenkt. Als vollendetes technisches Meisterwerk ist der Kanal mit seiner 95 Meter über dem Meerespiegel hohen Steigung, die durch ein interessantes Schleusensystem bewältigt wird, außerordentlich interessant. In wenigen Jahren kann der Kanal auf sein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Im Jahre 1831 hat der geniale Erbauer, Baltasar von Platen, das Werk dem Verkehr übergeben.

Die Trollhättafälle, nahe der Stadt Göteborg, sind das Ziel vieler Touristen. In wasserreichen Zeiten sprühen sie noch in alter Lebenslust, trotzdem sie heutzutage eine so große Aufgabe zu erfüllen haben: Schwedens, vielleicht sogar Europas, größtes Kraftwerk zu speisen. Göteborg ist eine schöne, kultivierte Stadt, mit reichen Sammlungen und einem interessanten Hafen, dem größten Skandinaviens. Hier befinden sich die großen Reede-

reien und des Landes bedeutendste Fabriken. Der neuerbaute Freihafen wird rege benutzt.

Die Westküste mit ihrer eigentümlichen nackten Schärennatur



Die Trollhättafälle.



Schloß Vadstena am Göta Kanal.

ist seltsam. Da ragen die roten und grauen Granitfelsen aus den Fluten, mit ihren merkwürdigen Formationen, die die Natur selbst in ewigem Kampfe geschaffen hat. Die Bevölkerung, meist Fischer, lebt seit Generationen ihrem schweren Tagewerk. Viele Grabsteine mit verschnörkelten Runenschriften reden davon, daß hier einstmals die Wikingers lebten, als



An der Westküste.

deren edle Nachkömmlinge sich die heutigen Fischer noch ansehen.

Steinig und kahl, lachend und mild, fruchtbar und karg: kein anderes Land bietet so reiche Abwechslung in der Landschaft als eben Schweden. Zielbesuchte Badeorte, nette kleine Städte, wie herausgeschnitten aus nordischen Märchen, blaue Buchten und einsame Höhenzüge — das ist Schweden...

## Elsa Brandström.

Von Dr. H. Jansen.

Fern in Sibirien eins der großen Gefangenenlager. Der russische Kommandant wütet heute wie ein Berserker gegen seine Wachmannschaft: gründlich muß das Lager, diese Brutstätte des Typhus, gereinigt werden. Das ist sonst nicht Brauch im heiligen Rußland. Noch mitten in der Nacht, durch eisige Kälte und tiefen Schnee hindurch, läßt er auf Schlitten Schlaffächer, Lebensmittel, Medikamente von der nächsten Intendantur holen. Gegen die verhassten deutschen Kriegsgefangenen zeigt er heute ein freundliches Gesicht, während sein Inneres auf baldige Quälereien summt. Sonst läßt er die Gefangenen gleichgültig in Unrat, Hunger, Entbehrung, ohne ärztliche Hilfe wie Fliegen dahinsiechen und verderben. Warum heute diese plötzliche Wandlung, warum sein lächelndes Gesicht? Die erstaunten Gefangenen erfahren bald von irgendeinem russischen Wachtposten: In einigen Stunden kommt der Engel von Sibirien! Da leuchten auch ihre Augen, ihre verzweifelten Gesichter auf. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde unter ihnen. — Und kaum dämmt der Tag, da erscheint der Engel von Sibirien, eine blonde, schlankes Mädchengestalt, eine stammverwandte Nordländerin, mit den Abzeichen des Roten Kreuzes angetan. Sie hört die Wünsche der Gefangenen und verspricht Abhilfe von Mißständen. Jeder weiß: was sie verspricht, führt sie durch. Freundlich mit slawischem Falschgesicht grinsend, im Herzen sie in den schlammigsten Pfuhl der Hölle wünschend, begleitet sie der Kommandant und preist ihr seine väterliche „Fürsorge“ für die Gefangenen an. Diese Person hat ja die besten und einflußreichsten Beziehungen zu den höchsten Petersburger Hof- und Militärstellen, da ist höchste Vorsicht geboten! Sie läßt den Schwäger reden, läßt sich nicht täuschen, läßt sich keine Potemkinschen Dörfer himmeln. Sie weiß, was sie sieht. Und so greift sie überall im weiten Rußland und Sibirien, stets unterwegs, mit unermüdlichen Kräften ein und mildert das Los der Gefangenen in Lagern, in den Lazaretten, auf den Arbeitskommandos. „Engel von Sibirien“ ist der Ehrenname, den die Gefangenen dieser edlen Mädchengestalt gegeben haben. Er besagt genug.

In Deutschland ist in den Wirren der Nachkriegszeit und der zermürbenden Inflation das noch heute bei uns fortwährende Karitaswerk dieser Frau nicht so beachtet worden, wie dies es verdiente. Auch als ihr 1924 eine deutsche Hochschule ehrenhalber — ein seltenes Ereignis — den Dokortitel verlieh, ist ihr Wirken für deutsche Volks- und Leidensgenossen öffentlich kaum weiteren Kreisen bekannt geworden. Erst 1926 ist in Berlin eine größere Veranstaltung ihr zu Ehren und zum Besten ihres bis in die Gegenwart fortgeführten Liebeswerkes unternommen worden.

Dieser Engel von Sibirien, der als fast einzige Ausländerin und als eine unter den wenigen deutschen Frauen den Ehrendokortitel einer deutschen Universität führt, ist die Schwedin Elsa Brandström. Da ihr Vater seit 1908 Königlich Schwedischer Gesandter in Petersburg war und sie dort aufwuchs, so kannte sie russische Verhältnisse von Jugend auf gut. Bei Ausbruch des Weltkrieges kam sie in engste Berührung mit den russischen Kreisen und Organisationen, die sich mit den deutschen Kriegsgefangenen befaßten. Sie ist die einzige Frau eines neutralen Landes, die sich deren Loses von Kriegsausgang bis weit über Kriegsschluß mit unermatteter Energie und mit größtem Erfolg annahm. Fünfeinhalb Jahre, von Winter 1914 bis Sommer 1920, entfaltete sie ihr humanes Werk bei den körperlich und geistig gequälten deutschen und österreichischen Gefangenen. Arbeitete sie zunächst privat, so wurde ihre Stellung gefestigter, ihr Einfluß weittragender und zum Ärger despotischer Lagerkommandanten und herzloser Wachmannschaftler gefürchteter, seitdem bald das schwedische Rote Kreuz sie zu seiner Delegierten ernannte und die schwedischen und dänischen Gesandtschaften in Petersburg als die offiziellen Schutzmächte deutscher Gefangener sie mit amtlicher Vollmacht ausstatteten. Ihre Berichte über die Zustände bei den Gefangenen, die zeitweise in einzelnen Riesslagern zu Hunderten täglich, an Typhus hauptsächlich, dahinstarben, drangen zu den höchsten verantwortlichen Stellen in Petersburg. Überall griff sie, soweit es in ihrer Macht und in ihrem Können stand, helfend ein. Die großen Sammelstellen für



Ehemalige Kriegsgefangene als Gäste Elsa Brandströms auf Gut Schreibermühle.  
Beim Gemüseputzen.



Arbeit im Gemüsegarten.

Gefangene im Europäischen Rußland, in ganz Sibirien, von Omsk bis Wladiwostok, verspürten ihre schützende Hand. Nach ihren eigenen, durchaus wahrheitsgemäßen Angaben brachte ihre Wirksamkeit sie mit rund 700 000 Gefangenen in Lagern, Lazaretten, auf Austauschtransporten und Arbeitsplätzen in Berührung. Ihr Bestreben war darauf gerichtet, das körperliche und auch das geistig schwere Los ihrer Schutzbefohlenen zu mildern, die entsetzlichen Mißstände in den Lagern zu beseitigen, für bessere hygienische und sanitäre Behandlung zu sorgen, Erleichterungen und Vergünstigungen zu erwirken. Der Erfolg war, daß Ende 1916 eine Besserung in der Behandlung der Gefangenen eintrat, und daß die großen Epidemien aufhörten. Auch sorgte sie dafür, daß die Geld- und Lebensmittelgaben der Heimat und des Auslandes unter neutralem Schutz wirklich den Gefangenen zugestellt wurden und nicht wie die meisten Privatsendungen infolge der russischen Unehrlichkeit auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Selbstlos im höchsten Sinne, aufopferungsreich, echt human war ihre Tätigkeit, mit der persönliche harte Entbehrungen und Lebensgefahren genug verbunden waren. Diese stellte sie auch bei dem Chaos der russischen Revolution, unter der Bolschewistenherrschaft und bei den Kriegen zwischen der Roten und Weißen Armee nicht ein. Im Gegenteil, sie wirkte auch jetzt für die Gefangenen rührig und intensiv weiter. 1918 wurde sie von den tschechischen, den Deutschen feindlich gesinnten Truppen in Rußland verhaftet, der Spionage angeklagt und sieben Wochen in Omsk festgehalten. Dabei wäre sie um

Haarestreite standrechtlich erschossen worden. Sie wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, aber gottlob freigesprochen. Diplomaten der Entente schützten sie gegen weitere russische und tschechische Willkür. Hervorragenden Anteil nahm sie dann an den Rücktransporten der Gefangenen in die Heimat. Erst als diese in der Hauptsache durchgeführt waren, erst dann hielt Elsa Brandström ihre Aufgabe in Sibirien und Rußland für beendet.

Aber auch jetzt rastete sie nicht. Sie kehrte 1920 nicht in die ruhige schwedische Heimat, nicht in die vornehm-behagliche Atmosphäre des Elternhauses zurück. Sie folgte vielmehr den erlösten Gefangenen in deren Vaterland, in das von Spartakistenunruhen durchtobte, unsichere Deutschland. Ihre Mission hielt sie für noch nicht erfüllt. Jetzt arbeitete sie daran, die seelisch infolge der langen Haft und körperlich infolge der Entbehrungen zermürbten Heimgekehrten wieder an das bürgerlich-werkstätige Leben zu gewöhnen, sie nach ihren eigenen Worten durch Ruhe und sorgenfreie Beschäftigung wieder zu lebensfrohen und arbeitstüchtigen Menschen zu machen. Wie vollführte sie das? Zunächst beschreibt sie in schlichter, ja zu großer Bescheidenheit in der Schrift „Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914 bis 1920“ ihre Tätigkeit für deutsche und verbündete Kriegsgefangene. Nicht, wie so viele Memoirenschreiber der Nachkriegszeit, zur Verherrlichung ihrer eigenen Person und für den eigenen Geldbeutel, sondern zum Besten der heimgekehrten Gefangenen. Denn aus dem Erlös ihres Buches, aus freiwilligen Spenden für deutsche



Deutsche Kriegswaisen als Gäste Elsa Brandströms auf Schloss Neuforge.  
Schloß Neuforge bei Altmittweida.



Die Waisermutter.

Gefangene, zu denen sie auf eigens zu diesem Zweck unternommenen Vortagsreisen in Schweden und Amerika aufrief, kaufte sie 1922 das idyllisch gelegene Kurhaus Marienborn in Schmeckwitz bei Rammz (Sachsen) und schuf daraus das Arbeitsanatorium für ehemalige kriegsgefangene Deutsche. Durch freiwillige Arbeit wurden hier sehr viele wieder an das Berufsleben gewöhnt, wurden seelisch wieder emporgezogen von der Hand des Engels von Sibirien, der das Heim selbst leitete und bis zur Stunde noch leitet. Eine weitere philanthropische Tat reihte sie dieser hochherzigen Stiftung an: sie erwarb, ebenfalls aus eigenen Mitteln, das romantisch gelegene, von einem großen, gepflegten Park umgebene Schloß Neusorge bei Altmittweida (Sachsen), das sie zu einem Kinderheim umgestaltete. Hier nimmt sie noch jetzt alljährlich eine nach Hunderten zählende Schar von Kindern ehemaliger Kriegsgefangener als Seriegäste wie zu dauerndem Aufenthalt auf und erzieht mit sonniger Liebe außerdem auf diesem alten Schloß Kinder, deren Väter in russischer Kriegsgefangenschaft, auf fremder Erde, verstarben. Sorgfältig, nach eigenen pädagogischen Grundsätzen, unter denen die Güte und die mütterlich-frohe Liebe als Leitmotive oben an stehen, werden die Waisen hier unter Elsa Brandströms liebevoller Oberaufsicht erzogen. Später hat sie noch das Gut Schreibermühle bei Lychen in der Uckermark erworben, wo ebenfalls frühere Kriegsgefangene nach Arbeits- und Plazmöglichkeit Aufnahme finden. So dauert die Fürsorge der stammverwandten Ausländerin noch jetzt für deutsche Volksgenossen fort.



Elsa Brandström.

Eine hochbedeutende Ehrung Elsa Brandströms trug einen Teil der Dankeschuld ab, die Deutschland ihrem karitativ-humanen Wirken schuldet. Ihre hohen und bleibenden Verdienste fanden dadurch eine äußere Anerkennung, daß ihr eine gelehrte Körperschaft ihre höchste Würde verlieh. Als die Universität Königsberg 1924 das glanz- und eindrucksvolle Jubiläum des zweihundertsten Geburtstages ihres berühmtesten Lehrers und des größten Königsbergers, Kants,

feierte und bei diesem Anlaß zahlreiche Verdienste Männer zu Ehrendoktoren ernannte, zeichnete die theologische Fakultät der Albertina den Engel von Sibirien mit dem Titel eines Ehrendoktors aus. Außer der ostpreussischen Balladendichterin Agnes Miegel, der die gleiche Würde von der philosophischen Fakultät zuerkannt wurde, war Elsa Brandström die einzige Frau, der bei dieser Feier der Doktorhut ehrenhalber verliehen wurde. Wir haben in Deutschland nur ganz wenige Frauen und vielleicht zwei Ausländerinnen, die bis jetzt von einer deutschen Hochschule zu Ehrendoktoren promoviert worden sind. Um so größer ist daher diese

Ehrung Elsa Brandströms. Und sie bekommt auch dadurch eine bedeutsame, symbolische Note, daß sie bei der Gedächtnisfeier Kants und von der Hochschule Kants vollzogen wurde. Ist doch Kant in seiner Schrift „Vom ewigen Frieden“ für die Versöhnung der Völker und gegen den kulturzerstörenden Krieg eingetreten. Auch Elsa Brandströms Tätigkeit und Wirken, die die Leiden des Krieges zu mildern suchen, dienen letzten Endes diesem Ziele.



## Bücher für Hausfrauen und Junggesellinnen.\*

Von Martha Dieselhorst.

Lang genug hat die deutsche Hausfrau mit ihrer Wirtschaftsführung sich in den engen Grenzen des von der Mutter und Großmutter Übernommenen bewegt. Erst die letzten Jahre mit ihren anfangs tastenden, dann immer selbstsicherer ausgreifenden Schritten der notwendigen Rationalisierung auf allen Gebieten haben auch der Hausfrau die Wege gewiesen, auf denen in ihrem Wirkungskreise mit dem geringsten Aufwand an Kraft und Zeit der größte Erfolg zu erzielen ist.

Begleitet zu einer derart rationalisierten Haushaltsführung wurde das im September 1926 erschienene bahnbrechende Werk von Dr. Erna Meyer: „Der neue Haushalt“. Der eine oder andere „Wert“-Leser wird sich vielleicht noch an den Aufsatz „Energie-wirtschaft im Haushalt“ im Oktoberheft 1926 erinnern, dessen Ausführungen, unterstützt durch zahlreiche, dem „Neuen Haushalt“ entnommene Bilder, sich vorzugsweise mit vorgenanntem Werk beschäftigen. Heute, nach wenig mehr denn Jahresfrist, liegt die 24. Auflage (!) des Buches vor, dessen erster Auflage das „Wert“ seinerzeit als eine der ersten deutschen Zeitschriften unmittelbar nach Erscheinen ausführliche Beachtung schenkte und damit einen sicheren Blick für die Bedeutung dieses im besten Sinne zeitgemäßen und zeitbedingten Buches bekundete.

Unter Verweisung auf die damaligen Ausführungen genügt es, an dieser Stelle als Zweck und Ziel dieses Buches zu umreißen: einen Überblick über neue Methoden der Haushaltsführung und praktische Neuerungen im Haushalt zu geben, um der Hausfrau ihren schweren, bisher in tausend Nichtigkeiten sich zermürbenden Beruf von allem unnötigen Ballast zu befreien. Und zwar nicht etwa durch große Neuanschaffungen unerschwinglicher Apparate, sondern durch vernünftiges Wirtschaften mit den vorhandenen Mitteln und Geräten.

Von derselben Verfasserin ist der ebenso praktische wie interessante „Hausfrauen-Taschenkalender“. Neben den üblichen Tabellen für den täglichen Küchensettel und für Aufzeichnungen besonders vorzunehmender Arbeiten findet sich ein beherzigenswerter Denk- und Lenkspruch, ein guter Auftakt für den Tag. Aufsätze über „Konsumtenerziehung“, „Die Hausfrau und das Recht des Kaufvertrags“, „Prüfung hauswirtschaftlicher Geräte“, „Genannte Haushaltsgegenstände“, „Erste Hilfe bei Unglücksfällen“, „Behandlung Erkrankter“ sind geeignet, mancherlei Anregungen zu geben. Um nicht alles vorwegzunehmen, sei nur noch erwähnt, daß

auch dieses Merkbüchlein versucht, der Hausfrau unnützes Denken und Suchen zu ersparen. Man braucht bei gegebener Gelegenheit nur einen Blick hineinzuworfen, um festzustellen, wo irgendwelche, nur in längeren Zwischenräumen benötigte Gegenstände „auf Lager“ liegen. Setzt z. B. der Winter ein mit seinem Sport, oder geht's ans Reisen, so wird von der Familie als selbstverständlich vorausgesetzt, daß Mutter sofort weiß, wo die benötigten Gegenstände liegen, und diese im Handumdrehen herbeischafft. Und dann geht's in



Deutscher Weltrekord im Speerwerfen. Eberl Bilderdienst.  
Hr. Harguß (Lübeck) stellte mit 37,575 m einen neuen Weltrekord auf.

sehr vielen Fällen an ein Räumen und Durchstöbern von Kisten und Kästen, bis sich das Gewünschte — natürlich — in der hintersten Ecke der letzten Kiste glücklich findet.

Ein übersichtliches „Lagerbuch“, das die Bestände und den jeweiligen Stapelraum enthält, macht es der Besitzerin des Taschenkalenders möglich, die nicht immer leichten, von den Angehörigen jedoch meist als selbstverständlich angesehenen Forderungen des Imbildeins im Handumdrehen zu erfüllen.

Das gleiche Ziel, der Hausfrau, die im Wirtschaftlichen unterzugehen droht, Kraft und Zeit zu retten zur Pflege geistiger Güter, hat sich Hilde Zimmermann in ihrem Buche: „Haus und Hausrat, ihre Entstehung, Be-

\* Nähere sachliche Angaben (Preis, Verlag, Umfang usw.) finden sich im „Büchermarkt“ auf Seite 48.

wertung und Erhaltung" gesetzt. Sie selbst nennt ihre Arbeit einen Leitfaden für hauswirtschaftliche Schulen und für Hausfrauen. Der noch immer viel zu wenig beschrittene Weg vom Wissen zum Anwenden, der Weg, der begangen werden muß, um der Verschwendung, vor allem des Unerseßlichsten, der Zeit, Einhalt zu tun, wird hier gewiesen und die Forderung nach planmäßiger Erziehung der Verbraucherin zu privat- und volkswirtschaftlich richtigem Handeln gestellt.

Wenn, wie tatsächlich nachgewiesen ist, 40 Prozent alles dessen, was unsere Volkswirtschaft erzeugt, durch die Hände der Hausfrau gehen und aus dieser Nachstellung heraus ihre weitreichende Verantwortung und die Bedeutung ihres Tuns schon für den Außenstehenden ersichtlich sind, so ist es dringend nötig, daß nunmehr auch alle Frauen ihrerseits sich dessen immer mehr bewußt werden, daß sie für Produktion und Volkswirtschaft Faktoren von höchster Bedeutung sind und daß sie ihre Einkäufe nicht nur als Privatangelegenheit betrachten dürfen. Hilde Zimmermanns Werk ist in der Tendenz dem „Neuen Haushalt“ ähnlich und doch wieder ein Buch für sich.

Ein zweifellos willkommener Beistand in dem mehr oder weniger friedlich geführten „Kampf um das Haushaltsgeld“ und dessen Verbleib ist das Büchlein „So will ich sparen“ von Frau F. Pfanne, das eine ordnungsmäßige und dabei einfache und übersichtliche Haushaltsbuchhaltung ermöglicht.

Der Rahmen der Lebenshaltung, den die Einnahmen bestimmen, wird durch einen Voranschlag für jedes Vierteljahr bestimmt. Eine Übersicht über Kohlenverbrauch und Konservenverbrauch mit Berechnung der Kosten zeigt die Grenze der erforderlichen und erlaubten Vorräte. Alle Bedürfnisse werden genau kontrolliert. Das Ausgabenkonto ist in Lebensmittel-, häusliche, persönliche und außergewöhnliche Ausgaben so eingeteilt, daß man die Ausgaben für jeden einzelnen Artikel und für jedes Konto täglich, wöchentlich und monatlich übersehen kann. Die Monateinnahmen und -ausgaben werden im Kassakonto gegenübergestellt und der Jahresabschluß zeigt den Erfolg.

Das Eintragen erfordert keine Mühe und keinen großen Zeitaufwand. Es wird sich an jedem Tag ein ruhiger Augenblick finden, wenn dadurch das Sparen leicht wird und der Erfolg gesichert ist.

Auf den Zwischenseiten stehen anregende Küchenzettel, entsprechende Rezepte für alle Speisen, die nicht alltäglich sind, und wertvolle Ratsschlüsse in wichtigen hauswirtschaftlichen Fragen.

Wie in allen Berufszweigen, müssen heute auch im Haushalt mit geringstem Aufwand Höchstleistungen erzielt werden. Die Hausfrau kann aber erst dann am richtigen Ort sparen, wenn sie genau übersieht, was sie braucht, und was sie entbehren kann. Wer einmal das Buch geführt hat, wird es gewiß nicht mehr missen wollen, denn es hilft die große Last der Verantwortung der Haushaltsführung leichter zu tragen und — dem gestrengen Ehemann jederzeit einwandfrei Rechenschaft über die Verwaltung des anvertrauten Wirtschaftsgeldes abzulegen.

Elisabeth Neffs beide Büchlein: „Auch allein — wohne fein“ und „Schnellküche der Junggesellin“ sind besonders alleinstehenden berufstätigen Frauen zu empfehlen. Die Verfasserin geht davon aus, daß der kraftspendende Einfluß eines wohlgepflegten Heims nicht hoch genug eingeschätzt werden könne, und daß eine gemütliche Häuslichkeit nicht nur unser Inneres wohlkätig beeinflussen, sondern sogar zum Erzieher an uns werden kann; sie zeigt uns in guten Bildern, wie man auch als Junggesellin den möblierten Zimmern das Unpersönliche durch einige geschickte Handgriffe nehmen und ohne große Kosten aus einem möblierten Zimmer eine Einzimmerwohnung hervorzubringen kann. Die Erklärungen und Anleitungen, mit ganz geringen Mitteln selbst eine vollständige Umwandlung der Räume zu erzielen, sind klar und deutlich zum Ausdruck gebracht.

Die „Schnellküche“ bringt 70 Rezepte und, wie die Verfasserin selbst sagt:

„Das Beste vom Guten,  
Keines braucht mehr als 20 Minuten“.

Mit Hilfe dieses Büchleins und ohne jede Vorkenntnis ist es der Junggesellin (und — wie ich schätze — auch dem Junggesellen!) neben der Berufsarbeit möglich, sich selbst zu bewirten; auch die Wege zur einfachen Geselligkeit sind ihr darin gezeigt. Auf größtmögliche Sparsamkeit ist Bedacht genommen. Die Schwierigkeit der Kochgelegenheit ist wohl durch das Vorhandensein elektrischer Anlagen und überall leicht anzubringender Steckkontakte beseitigt.

Man kann mit gutem Gewissen der berufstätigen Frau diese Schnellküche empfehlen, hoffend, daß mit dem gewiß nicht ausbleibenden Erfolg die Freude an der geringen Arbeit wächst und sich das behagliche Empfinden des „Sich-gänzlich-dahin-Sühlens“ einstellt.

## *Nimm dir Zeit!*

*Nimm dir Zeit, daran zu denken, daß du nicht nur Geist und Körper, sondern auch eine Seele besitzt!*

*Nimm dir Zeit, Kranke zu besuchen und ihre Klagen anzuhören! Vielleicht kommt schneller, als du denkst, die Zeit, da du weißt, was leiden heißt.*

*Nimm dir Zeit, durch Kleinigkeiten deinem Nebenmenschen Freude zu bereiten! Vielleicht ist gerade deine liebevolle Handlung der Anlaß, einem verbitterten Menschen den Glauben an das Gute im Menschen wiederzugeben.*

*Nimm dir Zeit, einem alten Menschen zuzuhören! Damit bereitest du ihm manchmal eine größere Freude als mit einem Geschenk.*

*Nimm dir Zeit, eine Wohltat, die du ausüben willst, sofort zu besorgen! Im Drang der Geschäfte schiebt man dies gerne auf, und gute Vorsätze werden oft vergessen.*

*Nimm dir Zeit, deinem Nebenmenschen kleine Höflichkeiten zu erweisen! Es bedarf keiner besonderen Heldentaten, um diesen froh zu machen.*

*Nimm dir Zeit, daran zu denken, daß du nur ein Sandkörnlein bedeutest im Weltall! Vielleicht nimmst du dann deine Persönlichkeit nicht mehr so wichtig und gehst über Widrigkeiten leichter hinweg.*

F. R.

# Fortschritte der Technik

Je höher sich ein Erfinder über das Denken seiner Zeit zu erheben vermag, je genialer seine Erfindung ist, um so langwieriger ist die praktische Verwirklichung, weil eben noch zu viel Voraussetzungen dafür fehlen. Darin liegt die Tragik des Erfinderschicksals, die Tragik der Größe begründet. Man ermüdet sie erst, wenn man sieht, wie die bescheidene Kleinarbeit der vielen, von denen kein Chronist erzählen wird, mit harter Mühe und gut bezahlt wird. In der Befriedigung der nächstliegenden wirtschaftlichen Bedürfnisse findet diese Kleinarbeit ihr Ziel.

Seitdem sich das Erfinden unter die Geseze der Wirtschaft beugt, tritt die große persönliche Leistung zurück; Träger des technischen Fortschritts wird mehr und mehr die Gemeinschaft. Mag man das auch be dauern, so wird man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen können, daß dies für die Gesamtheit große Vorteile bringt. Vom Einzelschicksal gelöst, erhält der technische Fortschritt dadurch eine unvorstellbare Steifigkeit und Wucht, und die Fülle der Kleinarbeit ergibt, wenn sie zusammengestellt wird — wie auf der Technischen Messe in Leipzig —, eine Gesamtleistung von überwältigender Größe.

Man kann daher an dieser Stelle an der Messe in Leipzig nicht vorübergehen. Was dort vor allem auffiel, war die große Schnelligkeit, mit der heute die technische Neuerung zum Allgemeinut wird. Wenige Jahre genügten, um die Mechanisierung des Transportes im Fabrikbetrieb, den elektrischen Einzelantrieb für Werkzeugmaschinen einzubürgern; in noch kürzerer Frist hat sich die deutsche Lastkraftwagenindustrie auf Sechszylinder und Vierradbremse eingestellt.

Die Fließarbeit im Fabrikgroßbetrieb hat die Mechanisierung der Transportarbeit überhaupt eingeleitet, die nun bis zum Kleinbetrieb rasch vordringt. Hervorzuheben sind z. B. als Neuerungen verschiedene Geräte zur Erleichterung der Stapelarbeit in kleineren Betrieben. Auch in der Bauindustrie ist die Mechanisierung des Transportes im Mittel- und Kleinbetrieb bereits im Gange. Ein wendiger Bagger zum Ausheben von Baugruben ist konstruiert worden, ferner fahrbare Förderbänder für die besonderen Erfordernisse des Baubetriebes. Der Traktor wird zur vielseitigen Hilfsmaschine für das Baugeschäft: Greif- und Löffelbagger, Kran, Winde usw. können auf dem Traktor montiert werden. Der

Rohrmaß, der erst im Vorjahre als Vereinfachung der Betongießmaße in Eisenkonstruktion geschaffen wurde, ist jetzt für kleinere Betriebe bereits so abgewandelt worden, daß er sowohl zum Betongießen als auch, unter Verwendung einer drehbaren Plattform, zum Aufziehen von Lasten aller Art dienen kann.

Auch im Bau und in der Unterhaltung der Straßen sind mannigfache Neuerungen festzustellen. Für Maschinen zur Herstellung von Betonstraßen, erst vor wenigen Jahren von Amerika übernommen, stehen jetzt vier oder fünf deutsche Konstruktionen zur Verfügung. Die fahrbare Pflasterramme mit motorischem Antrieb ist bereits überholt durch die Rammen, die durch Preßluft in die Höhe geworfen werden und

dann frei fallen, so daß sie der Arbeiter leicht mit einer Hand dirigieren kann. Nicht weniger als fünf Firmenzeigensolche Pflasterrammen, die auf der vorigen Messe noch ganz fehlten. Hinzu kommt eine weitere Konstruktion, die anstatt der Preßluft den Explosionsmotor als Kraftquelle verwendet.

Wenn man sich erinnert, daß noch im Vorjahre auf der Hauptversammlung der Gesellschaft für Gewerhygiene die Transportarbeit als diejenige bezeichnet werden mußte, die

nicht nur den Arbeiter mit Unfällen stark bedroht, sondern auch die meisten bleibenden Schäden, wie Unterleibsbrüche usw., hervorruft, so wird man der Mechanisierung des Transportwesens eine weit über die wirtschaftlichen Vorteile hinausreichende Bedeutung zumessen.

Zahllos sind die Fortschritte im Bau kleiner Elektrowerkzeugmaschinen, die durch Einsetzen von fünfzig und mehr verschiedenen Werkzeugen zu handlichen Universalmaschinen für die Bearbeitung von Metall und Holz in Kleinbetrieben werden. Kleine, unempfindliche Motoren von großer Anpassungsfähigkeit, Handlichkeit durch weitgehende Verwendung von Leichtmetallen und die biegsame Welle als ideale Kraftübertragung sind die Faktoren, welche diese Entwicklung ermöglichen. Schon heute läßt sich klar erkennen, daß auch die Mechanisierung des Handwerksbetriebes nur noch eine Frage der Zeit ist. Der gangbare Weg ist klar erkannt: Schaffung von möglichst vielseitig verwendbaren oder kombinierbaren Maschinen, ähnlich wie für den Baubetrieb. Der planvollen, zielsicheren Normung und Typung reift hier eine wohlverdiente, reiche Ernte.



Die Kraftprobe.

Dauerbelastung eines Hochspannungsisolators mit einem Güterwagen.

So geht unter dem Zwang der Wirtschaft eine Entwicklung im Sturmschritt weiter, die zum Ziel hat, den Menschen so weit als möglich von der körperlichen Arbeit zu entlasten. In der Elektroindustrie, die in vieler Beziehung die Schrittmacherin für neuzeitliche Arbeitsmethoden ist, sind schon die ersten Erfolge erzielt, um dem Menschen selbst das Amt des Aufsehers der Maschine, die er früher bediente, abzunehmen. Die automatische Fernschaltung der elektrischen Umformerstationen von einer Zentrale aus ist Wirklichkeit geworden. Ja, man hat neuerdings kleine Wasserkraftwerke fertiggestellt, die nicht einen Mann zur Bedienung erfordern, sondern sich ganz selbsttätig steuern. Sie brauchen nur in längeren Zwischenräumen überholt zu werden, was für den weiteren Ausbau der kleinen Wasserkraftwerke von geradezu entscheidender Bedeutung ist. Die wärmetechnischen elektrischen Fernmeß- und Steuergeräte werden heute schon für viele Industriezweige zur automatischen Regelung von Feuerungs- und Heizanlagen verwendet. Auch Pumpenanlagen für selbsttätigen, unbeaufsichtigten Betrieb stehen zur Verfügung.

Immer größere Leistungen werden von der Stoff umwandelnden und der Werkstoff bearbeitenden Industrie verlangt, denn der Bedarf an Maschinen wird durch die oben geschilderten Tendenzen vervielfacht. Immer größer werden die zu bewältigenden Massen. Darum ist dies das Feld, auf dem sich wieder und wieder die Schaffung neuer Spezialmaschinen lohnt. Immer rasender wird das Tempo. Auf der Messe in Leipzig konnte man das Fräsen von Leichtmetall beobachten: die Geschwindigkeit dabei ist so groß, daß die Späne

wie Schneegestöber durch die Luft wirbeln. Bei den Schleifmaschinen wurden die Schleifscheiben vergrößert, um dadurch eine stärkere Spanabnahme zu ermöglichen. Zur Bearbeitung schwerer Werkstücke hat man neue Schnellschneidbänke gebaut, die mit einer Schnittgeschwindigkeit von 150 Meter in der Minute arbeiten können. Bei dieser Geschwindigkeit glähen die Schnittwerkzeuge aus Hartmetall, und die Späne zeigen die charakteristischen Anlauffarben des Stahles. Die Arbeiter müssen durch Asbesthandschuhe usw. vor diesen gefährlichen Spänen geschützt werden. An zahlreichen Maschinen zur Bearbeitung von Nichtfermetallen werden kleine Förderbänder angebracht, die der Fortführung der Schnittspäne dienen. Da man jedoch die Schnittgeschwindigkeit nicht ins Ungemessene steigern kann, richtet sich das allgemeine Bestreben darauf, an den „toten Zeiten“, in denen die Maschine nicht schneidet, zu sparen. Bei den Fräsmaschinen werden Sprungvorschub- und Eilrücklauf fast allgemein vorgesehen. Das langwierige Aufspannen der Werkstücke, welches bei vielen Massenprodukten fast ebensoviele dauert wie die Bearbeitung selbst, umgeht man durch neue Preßluftfutter, die nach vorheriger Grobeinstellung durch einen Hebelgriff die Werkzeuge festpressen.

Durch die zunehmende Schaffung von Universalmaschinen für den Kleinbetrieb wird der tiefere Sinn unserer hastenden Maschinenarbeit, von Spezialisierung, Konzentration usw. offenbar: Aus dem Zeitalter des Werkzeuges stürmen wir in das Zeitalter der Werkzeugmaschinen, die den Menschen von der körperlichen Arbeit frei machen. Frei — wozu?!  
Fultor.

## Technische Gedenktage.

4. 4. 1823 wurde Wilhelm (Sir William) Siemens geboren. Er ist von den Brüdern Siemens derjenige, der sich in der Hauptsache mit dem Eisenhüttenwesen beschäftigte. Er versuchte bereits um 1880, Stahl auf elektrischem Wege darzustellen.

8. 4. 1864 erschmolzen Pierre und Emile Martin zu Crevin zum ersten Male Stahl in einem Siemensschen Regenerativofen (Siemens-Martin-Verfahren). (Vgl. nebenst. Bild.)

8. 4. 1897 starb zu Berlin Heinrich von Stephan, der Schöpfer des Weltpostvereins.

13. 4. 1749 wurde in Stainsborough der Mechaniker Joseph Bramah geboren. Er ist u. a. der Erfinder der hydraulischen Presse.

13. 4. 1842 starb zu Freiberg i. Sa. Wilhelm August Lampadius, der an der dortigen Bergakademie Chemie und Hüttenkunde lehrte. Er ist der Entdecker des Schwefelkohlenstoffs und beleuchtete im Jahre 1811/12 bereits seine Wohnung mit Leuchtgas.

14. 4. 1629 Geburtstag von Christian Huyghens. Er war nicht nur ein berühmter Mathematiker, sondern hat sich auch mit Erfolg auf vielen Gebieten der Mechanik und Optik betätigt.

14. 4. 1760 wurde zu Erfurt Sigismund Hermann geboren. Er war ein erfolgreicher Vertreter der chemischen Technologie an der Berliner Universität und hat sich um die Ausgestaltung des chemischen Unterrichtes verdient gemacht.

15. 4. 1707 erblickte Leonhard Euler, ein bekannter Mathematiker, zu Basel das Licht der Welt.

15. 4. 1874 wurde die Nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller gegründet.

17. 4. 1888 Todestag von Friedrich Grillo, der zu den kühnsten Gründern des rheinisch-westfälischen Industriegebiets gehörte.

22. 4. 1833 starb Richard Trevithick, ein vielseitiger Erfinder und Verbesserer der Dampfmaschine. Er baute u. a. einen Dampfkraftswagen und eine Lokomotive.

24. 4. 1750 wurde Abraham Darby III. zu Coalbrookdale geboren. Sein Hauptverdienst ist die Errichtung der ersten gußeisernen Brücke über den Severn, die im Jahre 1779 dem Verkehr übergeben wurde.

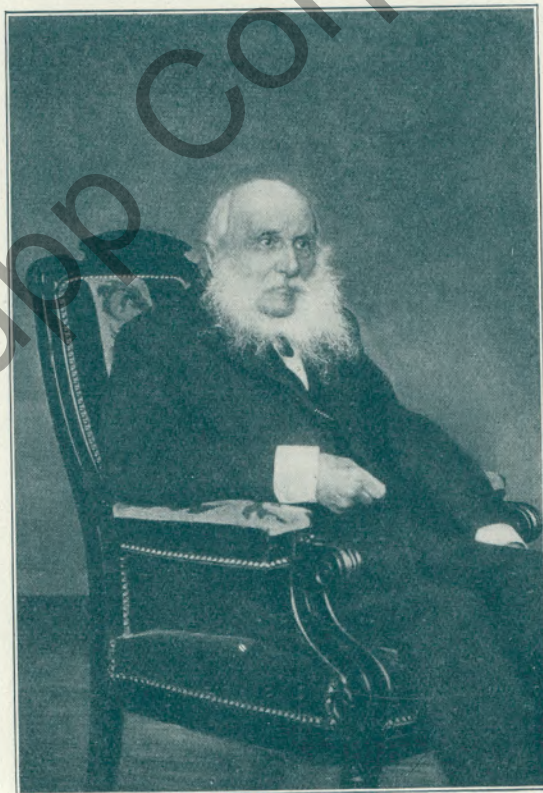
25. 4. 1744 starb Anders Celsius, ein schwedischer Astronom, zu Upsala. Er schlug als erster die hundertteilige Thermometerskala vor.

26. 4. 1826 erblickte Alfred Krupp, der Begründer des Welttrufs der Firma, das Licht der Welt.

27. 4. 1791 wurde in Charlestown (Mass.) Samuel Finley Breefe Morse geboren, der Erfinder des nach ihm benannten Telegraphen.

28. 4. 1897 hielt Rudolf Diesel im Bayerischen Bezirksverein deutscher Ingenieure einen Vortrag über seinen Motor, nachdem er am Tage vorher in der Kantine der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg in Augsburg vor geladenen Gästen zum ersten Male mit seiner Erfindung öffentlich aufgetreten war.

30. 4. 1777 Geburtstag von Karl Friedrich Gauß. Er war einer der bedeutendsten Mathematiker aller Zeiten. Daneben war er auch als Astronom erfolgreich tätig und fand zusammen mit W. Weber den Heliographen, den Magnetometer und den elektrischen Telegraphen.



Pierre Martin,  
Erfinder des Siemens-Martin-Verfahrens.

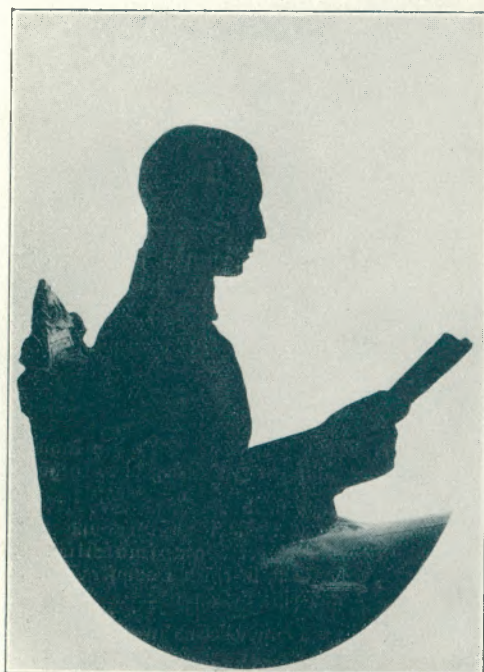


# DIE SCHWARZE KUNST



Unter diesem Kennwort bringen wir in Zukunft regelmäßig kurze Aufsätze aus dem Gebiete des Lichtbildwesens und entsprechen damit einem weiteren, anlässlich unseres Preisausschreibens „Kritik am Werk“ verschiedentlich geäußerten Wunsche, den Zauberlehrlingen der „Schwarzen Kunst“ mit Winken und Ratsschlägen zur Hand zu gehen. Von Zeit zu Zeit erscheint an gleicher Stelle eine kritische Auswertung von Bildern, die uns aus unserm Leserkreise zur Begutachtung übermittelt werden.

## Photographische Schattenrißbilder.



Schattenrißaufnahme nach Skizze I. Links und rechts Mittelöne mit plastischen Rundungen.

auch weit überzeugendere und vollkommene Schattenrisse erreichen, als es diejenigen aus der Hand eines Künstlers sein können. Welche Verfahren sind nun zu diesem beliebten Zeitvertreib einzuschlagen?

Bei Tageslicht (Skizze I): Vor eine große Fensteröffnung (F) wird ein dünnes weißes Tuch (S) oder Papierstoff faltenlos ausgespannt. Die Schatten des Fensterkreuzes dürfen sich aber nicht auf demselben markieren. Vor diese weiße, gleichmäßig beleuchtete Fläche ist die abzubildende Person (P) so zu setzen, daß deren Profil sich scharf von dem hellen Hinter-

Bereits mehrere Jahrhunderte wird die Kunst der Wiedergabe charakteristischer Gesichtslinien ausgeübt. Dieses nur geringe Kosten verursachende Bildnisverfahren wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich erfunden und nach dem durch seine draconischen Sparmaßnahmen wenig beliebten Finanzminister Etienne de Silhouette benannt.

Sehr lohnend ist das Anfertigen von Schattenriß mit

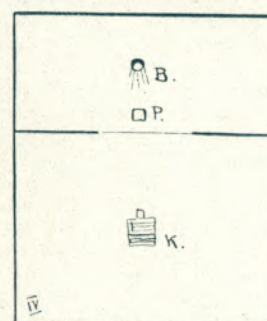
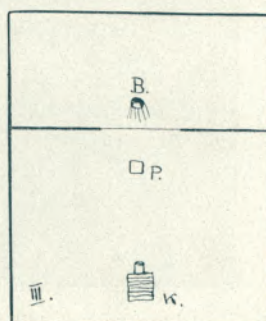
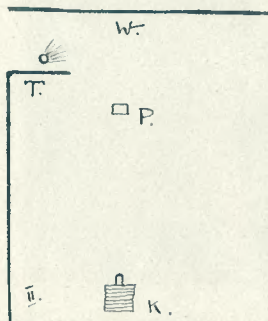
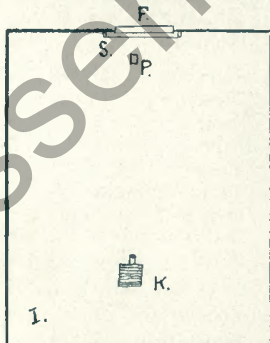
photographischer Hilfe. Auf diesem

Wege lassen sich

auf die Umrißlinien der Nase legen!) die Aufnahme vor sich gehen.

In manchen Fällen dürfte es bequemer sein, sich des bekannten Blitzlichtpulvers zu bedienen. Hier gibt es drei Methoden, von denen die Skizzen II bis IV hinreichende Vorstellungen geben. Im Falle Nr. II ist das Blitzlicht (B) seitlich hinter der Figur anzubringen, um den Hintergrund (W) genügend zu beleuchten. Als Hintergrund wird, falls die Wand des Zimmers zu dunkel ist (nicht blau oder grau — diese Farben bedürfen keiner besonderen Vorbereitung), ein weißer Leinen- oder Papierstoff ausgespannt. Diese Anordnung hat den Vorteil, daß selbst leicht bemalte Hintergrundflächen Verwendung finden können. Auch werden die Strahlen gehindert, direkt auf das Modell zu fallen. Gleichzeitig wird das Auftreten von Halbtonen, die ja die silhouettenhafte Wirkung untergraben, vermieden. Die Anordnung bei Skizze III ist ähnlich wie bei Skizze I, nur daß an Stelle des Tageslichtes das Blitzlicht tritt. — Skizze IV: In dem Rahmen einer geöffneten Verbindungstür wird ein Vorhang aus glattem Papier oder Stoff angebracht. In dem einen Zimmer ist der Apparat (K) auf den im Türrahmen gespannten Vorhang mittels einer Lichtquelle scharf einzustellen. In den anderen Raum stellt man in genügendem Abstand von der gespannten Türöffnung auf einen Tisch die eben zur Einstellung benutzte Lampe. Die aufzunehmende Figur nimmt nun so Platz, daß der Schatten auf den Schirm fällt. Sobald Aufnahmebereitschaft besteht, tauscht man die Lichtquelle mit einem Kapselblitz (B) ein, den man jetzt zur Entzündung bringen kann.

Nun noch einige grundlegende Winke: Größte Aufmerksamkeit ist bei Anordnung des Modells auf ein scharfes Profil zu lenken. Der Gesichtsmittelpunkt muß sich mit dem Objekt in einer Linie befinden, da bei Abweichungen mit perspektivischen Verzerrungen zu rechnen ist. Aufnahmematerial: Aus erklärlichen Gründen nur lichtstoffreies. Belichtung: Nur wenige Sekunden. In ungewissen Fällen, namentlich bei Tageslichtaufnahmen, einen Belichtungsmeßer (Jostophot) zu Rate ziehen! Entwicklung: Sehr hart. — Wenn trotz Beachtung aller Winke in einzelnen Teilen Mittelöne und damit plastische Rundungen angetroffen sind, so empfiehlt es sich, die feinen Zeichnungen durch Pinselabschwächung (starke Lösung von rotem Blutlaugensalz) zu beseitigen. Hierbei ist große Vorsicht notwendig. Keinesfalls mit der abschwächenden



grund abheben kann. Auf strenge Seitenstellung des Kopfes ist zu achten, da auch nur geringe Abweichungen ein unähnliches Resultat ergeben. Jetzt kann nach Einstellung des Bildes auf der Mattscheibe (Hauptschärfenzone

Lösung bis an die Profilinie kommen! Zu Abzügen nur ein Kunstlichtpapier wählen, das sehr schwarze Töne liefert! Auskopierpapier und Zelloidinpapier scheiden aus.

R. v. R.

## Fehler und Vorzüge.

### Eine Bildkritik.

Nr. 1. Dr. M., Essen. . . bringt ein recht unmittelbar wirkendes, ausdrucksvolles Kinderbild. Im Gegensatz zu der danebenstehenden Arbeit kommt das Modell unbekümmert um die photographischen Vorgänge zur Aufnahme. Die effektvollen Lichter und Schatten der seitwärts kommenden Beleuchtung betonen recht eindrucksvoll die Freilichtwirkung. Auf die verschwommenen Stellen (rechts) ist zu verzichten.

Nr. 2. K. P., Gelsenkirchen. Ein Beispiel, wie durch Selbstschiebenanwendung eine unangenehme Härte der hellen Partien, namentlich des Himmels, vermieden werden kann. Um eine richtige perspektivische Wirkung zu erzielen, hätte man auf einen Teil des Vordergrundes verzichten können. Jetzt erscheint aber der Hauptteil des Bildes zu sehr nach oben geschoben. Ein Widerstreit der Motive setzt ein. Es bleibt unklar, ob die Architektur oder die sehr gezwungen aufgestellte Kindergruppe als Hauptteil gedacht ist.

Nr. 3. A. M., Düsseldorf. Zu der mannigfaltigen Gliederung der Landschaft und Architektur steht der unnatürlich weiß gehaltene Himmel im Widerspruch. Ebenso störend ist das Zusammengehen der Umrisslinien des Fachwerkhäuses mit den Konturen der rückwärts liegenden Höhenzüge. Es fehlt an markanten Überschneidungen. Eine Veränderung des Ausschnittes ist notwendig, um das Neigen der Linien nach links hin auszugleichen (Ursache: Schiefhalten der Kamera).



Eine gegen Seewasser und Säuren widerstandsfähige Legierung besteht nach einem amerikanischen Patent aus 93,25 % Aluminium, 5,25 % Zinn, je 0,75 % Magnesium und Phosphor. Dieser Legierung kann für die chemische Großindustrie und für den Schiffbau große Bedeutung zukommen.

Selbsterstellbarer Feuerlöschapparat für kleinere Brände, z. B. in Laboratorien: Eine Siphonflasche wird mit Tetrachlorkohlenstoff zu drei Viertel gefüllt, dann wird aus der Stahlflasche Kohlensäure mit etwa zwei Atmosphären eingefüllt — diesen Druck halten alle Glasflaschen aus —; der einfache Apparat ist nicht nur billig, sondern gestattet auch die Entnahme des Löschmittels ohne unnötigen Überschuss (durch Aufheben des Druckes am Hebel); zweckmäßig ist die Anbringung einer Düse am Mundstück der Flasche.

Zu den besten Denikotinisierungsmitteln zählt Ferroammoniumsulfat. Jeder Raucher kann sich daraus leicht und billig eine Lösung bereiten, in die er Watte taucht, die er trocknen läßt und so zerkleinert, daß sie leicht in die Hüllen eingebracht werden kann. Dadurch wird Nikotin, aber auch Blausäure, Schwefelwasserstoff und Benzoesäure, zum großen Teil gebunden.

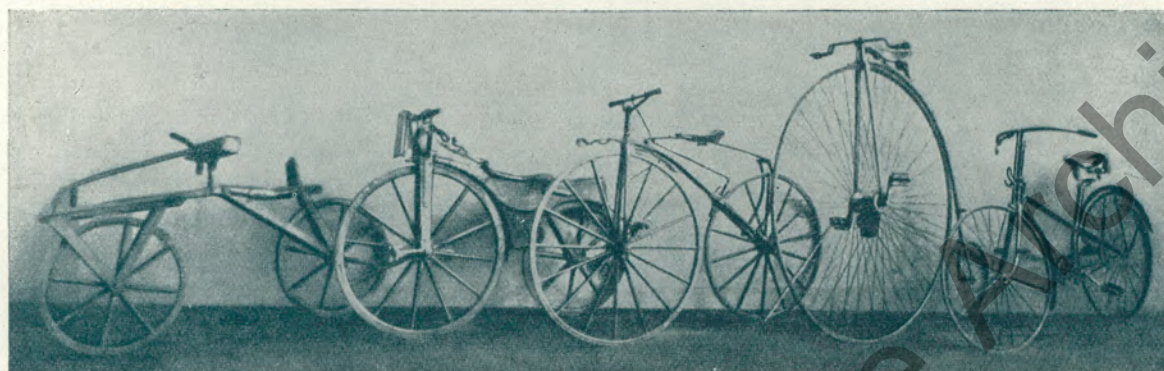
Kohydrol, ein kolloidales Kohlenstoffpräparat, bewährt sich als Enthärtungsmittel für Kesselspeisewasser, dem es ständig zugesetzt wird. Kohydrol adsorbiert die Kesselssteinbildner im Augenblick ihres

Entstehens und sinkt mit ihnen als Schlamm zu Boden. Der Vorteil liegt in gehobener Wärmeausnutzung der Kesselanlage und in der Billigkeit des Präparates.

Absoluter Alkohol kann nie durch gewöhnliche Rektifikation (Destillation) erhalten werden; auch bei unzählig wiederholten Rektifikationen kommt man nicht über 95,57 Gewichtsprozent Alkohol hinaus. Hundertprozentig wird Alkohol, wenn man ihn schließlich über Kalk oder nach neuer Methode mit Benzolzusatz destilliert. Dann werden die Wasserreste von diesen Stoffen gebunden, doch sind damit, besonders im Großbetrieb und beim Kalkverfahren, ziemlich merkbare Verluste verbunden. Ein neues deutsches Patent verbessert nun das Kalkverfahren, indem es dieses als Kalk-Druckverfahren ausgebildet hat. Bei Einhaltung bestimmter Drücke in der Destillationsanlage lassen sich die Alkoholverluste von 10 auf 2 % reduzieren, was für die Spiritusindustrie von großem Wert ist. Benzol-Druckverfahren haben sich schon seit einigen Jahren eingebürgert; sie arbeiten mit zehn Atmosphären Überdruck. — Wasserfreier Alkohol findet in Mischungen mit Benzin und anderen Stoffen steigende Verwendung als Motorbetriebsstoff. Aber auch als Lösungsmittel in der chemischen Industrie kommt ihm stetig wachsende Bedeutung zu.

Altkautschuk wird nach einem französischen Patent wiederverwendungsfähig gemacht, indem er gemahlen und mit konzentrierter Alkalilösung einige Zeit zum Sieden erhitzt wird.

R. S.



Der „Drahtesel“ im Wandel der Zeiten.  
Von links nach rechts: Laufstad (1813), Tretstad (1850), Handrad (1869) Hochrad mit Drahtspeichen.

## Der Radsport.

Aus der Geschichte des Fahrrades. — Das Fahrrad als Sportgerät. — Wanderrfahren.

Aus dem Wunsche, größere Strecken Weges schneller und leichter zurücklegen zu können, wurde das Fahrrad geboren. Der badische Forstmann Freiherr Karl Wilhelm von Drais erfand als erster im Jahre 1813 seinen dreirädrigen Laufwagen, den er von seinem Sitz aus durch Stoßen mit den Füßen, ohne irgendeine Tretkurbel, fortbewegte. Dies „Fahren“ war jedoch derart beschwerlich, daß Drais recht bald den Fehler erkannte und kurzerhand das dritte Rad fortließ, die beiden übrigen Räder hintereinanderordnete und durch ein Holzgestell mit Sattel und Lenkstange miteinander verband. Damit war im Grunde die Idee des heutigen Fahrrades gegeben.

Drais bemühte sich mit Unterstützung der badischen Regierung, seine Laufmaschine, auf der er die Strecke Darmstadt—Frankfurt a. M. (32 km) in zwei Stunden zurücklegte, allgemein einzuführen. Das gelang ihm nicht. Bis etwa im Jahre 1850 schien die Laufmaschine vergessen. Da geschah etwas für die damalige Zeit fast Unerhörtes. Der Instrumentenmacher Moritz Fischer in Schweinfurt nahm sich das Laufstad wieder vor und baute eine hölzerne Tretkurbel an das Vorderrad, die das ermüdende Abstoßen mit den Füßen überflüssig machte und eine erhebliche Geschwindigkeitsverbesserung ermöglichte. Damit war der Stein wieder ins Rollen gebracht.

Der Gedanke, mit weniger Anstrengung schneller zu fahren, spukte in den Köpfen der Zeitgenossen und führte zu den merkwürdigsten Konstruktionen, die leider aber von dem richtigen Weg Fischers wieder abwichen. Ein 1869 konstruiertes Hand- und Tretstad (siehe Abbildung), das mit zwei Handkurbeln und zwei Steigbügelpedalen ausgerüstet war, und ebenso Hemmings Zentrabelozipied vom Jahre 1869, bei dem das Fahrrad im Laufstad lag und durch Handkurbeln angetrieben wurde, sind höchst originelle Erfindungen gewesen, waren jedoch zu schwer zu handhaben und verfielen der Vergessenheit. Der Weg, den Fischer eingeschlagen hatte,

setzte sich durch, und zwar mit Macht, als der Engländer Madisson das erste Drahtspeichenrad baute, 1891 in Frankreich die Luftreifen und in Verbindung mit dem Kugellager um 1900 die Freilaufnabe erfunden wurden. Viele Jahrzehnte dauerte es, bis wir zu dem heutigen Fahrrad gelangten. Abb. 1 veranschaulicht deutlich diesen weiten Weg.

Millionen von Fahrrädern surren heute täglich durch die belebten Verkehrsadern der Städte, über die Landstraßen und Feldwege des flachen Landes in allen Erdteilen. Den Arbeiter und Angestellten trägt das Rad zur Arbeitsstätte, den Schüler zur Schule, den Boten und Reisenden von Kunden zu Kunden, selbst dem Pfarrer und dem Arzt erleichtert und verkürzt es die Berufswege. Eine Statistik über die Zahl und die Verbreitung des Fahrrades in den verschiedenen Ländern, ähnlich wie die der Automobile, läßt sich auch nicht annähernd aufstellen, da keinerlei umfassende Kontrolle oder Steuer-vorschriften den Radler belasten.

Geradezu vorbildlich sind die Rücksicht und die Fürsorge, die die Verkehrspolitik in Holland und vor allem in Dänemark durch die Anlage von Radfahrwegen dem Radler angedeihen läßt. Kein Wunder, daß dort zum mindesten jeder dritte Einwohner ein Fahrrad besitzt. Auch in Deutschland sind neuerdings ernstliche Bestrebungen im Gange, in Städten und auf vielbefahrenen Landstraßen, vor allem auch in den landschaftlich schönsten Gegenden, eigene Radfahrwege zu schaffen. Bahnbrechend sind hierbei die Städte Magdeburg, Hannover, Hamburg und Bremen vorangegangen.

Schon um die Jahrhundertwende war der Radsport bei uns sehr beliebt. Überall entstanden die Radsportvereine, die fröhliches Wanderrfahren pflegten und bei festlichen Gelegenheiten in malerischen Kostümen und Heimattrachten auf blumengeschmückten Stahlrossen ihre bekannten „Radforfos“ fuhren. Wie selten sind heute die früher so beliebten Radkunsftfahren auf grünem Rasen oder die interessanten Radballspiele, die Mut, Geschicklichkeit, vorbildliches sportliches

Können verlangten und bewiesen! Geringschätzig, fast mit-leidig schaut heute leider der „moderne“ Radler auf diese Sportarten und selbst auf das Wanderrfahren herab. Rennen, nur Rennen und Reforde, Kampf um Sekunden auf 50-, 100- und noch viel mehr Kilometer-Strecken sind heute Trumpf. Rennen aus Liebhaberei, Rennen als Beruf, beides ist und will nur Sensation sein. Sechstagerennen werden bald auch nicht mehr genügen, den gesuchten Nervenkitzel zu be-friedigen. Man mag über Berufssport im allgemeinen — in diesem Falle über den Berufsrad-sport — denken, wie man will. Schließ-lich mögen die berufsmässi-gen Rennfah-er ihre Ren-nenfahren, so-lange die Ver-anstalter sol-che veranstal-ten und bezah-len. Zwecklos ist gleichfalls jeder Versuch, gegen den Be-such der Bah-nen zu predi-gen. Bedenk-lich ist nur, daß auch die Ama-teurradler im-mer mehr da-zu übergehen, nur Rennen zu veranstal-ten, sei es auf Bahnen oder Landstraßen,

ja sogar kostspielige eigene Bahnen anlegen, trotzdem die Gr-fahrungen immer wieder lehren, daß reine Amateurrennen nie so besucht werden wie die Sensationsrennen der Berufsfahrer, daß somit das Baukapital totes Kapital von vornherein ist. Wie-viel Gutes ließe sich mit dem gleichen Geld durch Förderung des Wanderrfahrens oder des Radballspieles, durch plan-mäßiges sportliches Erziehen der Sportjugend erreichen!

Erbittert sind die Kämpfe, die einsichtige Kreise in ihren Verbänden gegen das Überhandnehmen der „Rennkrankheit“ führen. Neuerdings sind Bestrebungen im Gange, wenigstens die Jugend der Bahn und dem Rennen fernzuhalten und das Wanderrfahren wiederaufleben zu lassen. Ein präch-tiges Bild ergaben die Sternfahrten der beiden letzten

Jahre nach Köln und Weimar, wo Zehntausende frischer deutscher Jungen auf blitzenden Rädern mit bunten Wimpeln nach froher, genußreicher Fahrt durch Deutschlands Gawe sich ein Stelldichein gaben.

Was ist natürlicher als gerade das Wanderrfahren für unsere Jugend und auch die gereiften Leute! Wandern liegt uns allen im Blute, und die Sehnsucht nach Neuem und Schö-nem stirbt in uns erst mit dem Tode. Ein eigenartiger Zauber erfasst jeden, der einmal einen Tag lang mit offenen Augen und Ohren auf seinem Rade umhergestreift ist.

Das Herz wird warm am Grün der Fel-der, an der im Sonnen-schein flim-mernden Hei-de, es lauscht dem geheim-nisvollen

Flüstern und Rauschen des Waldes, es jubelt mit Ler-che und Umsel.

Die Heimat wird lebendig; stille Städt-chen, ver-träumte Win-fel, Gassen und Tore, Burgen und Berge er-zählen vom Leben, das war, von La-ten und Ge-



Auf Wanderrfahrt.

Lichtbild: Dürkopp.

schicken, die nie sterben, von großer Vergangenheit und stiller, stolzer Zuversicht. Nicht jedes Auge kann sofort so sehen, aber jedes Auge kann es lernen, wenn einsichtige Führer den Blick uns weiten. Nicht große Strecken, weite Fahrten, berühmte Gegen-den bieten allein Schönes. In der Beschränkung liegen körper-lich und geistig der Genuß und die Erholung. Wer's noch nicht versucht hat, mache die Probe! Selbst die engere Heimat, die man längst zu kennen glaubt, trägt ein verändertes Gesicht.

Hinaus in den sprossenden, kommenden Frühling, deutsche Jugend! Nehmt das Rad, den Gefährten der Arbeit, zum Kameraden der Erholung! Besonnen im Maß, wandert fahrend und schauend in das Köstlichste, was uns geblieben: Gottes schöne, freie Natur! A. G.

## Sportverein „Vereinigte Stahlwerke Düsseldorf“.

Dem Zug der Zeit folgend, ist nunmehr auch innerhalb der Angestellten-schaft der „Vereinigte Stahlwerke A.-G., Düsseldorf“ eine Sportver-einigung ins Leben gerufen worden. Die neue Vereinigung verdankt ihr Entstehen der Initiative eines kleinen Kreises Sportbegeisteter und wird die Bezeichnung „Sportverein Vereinigte Stahlwerke, Düsseldorf“ tragen.

Der Sportverein will alle Beamten und Angestellten der Düsseldorfer Betriebe der Vereinigten Stahlwerke erfassen und ist als eine Art Rahmen aufge-zogen, dem die Aufgabe zufällt, den Zusammenhalt zwischen den einzelnen Sportriegen zu geben und den notwendigen Ausgleich unterein-ander zu gewährleisten. Die einzelnen Riegen sind ihrerseits wiederum vollkommen selbständig, so daß sich jeder nach seiner Neigung die ihm zusagende Sportart auswählen kann.

Als erste dieser Riegen wurde Anfang Januar 1928 die Schwimm-riege ins Leben gerufen, die erfreulicherweise immer größeren Zuspruch findet. Die Schwimmriege übt jeden Mittwohabend um 21 Uhr in der Städtischen Schwimmhalle an der Münsterstraße unter Leitung bewährter Schwimmer und Anleitung eines bewährten Trainers. Leider kommt aus organisatorischen Gründen vorerst während der Wintermonate eine Be-tätigung der schwimmlustigen Damen nicht in Frage. Vielleicht läßt sich aber in den Sommermonaten im Stadion auch hierfür eine Möglichkeit schaffen.

Als weitere Riege ist die Fußballriege ins Leben getreten, die vorerst jeden Samstag und Sonntag auf einem gemieteten Platz im Stadion übt und sich ebenfalls eines regen Zuspruchs erfreut. Bei ihrem ersten

Auftreten am 17. März 1928 konnte die Fußballriege gegenüber einem bereits länger bestehenden Wertsportverein, der Rhénania-Ossag, einen beachtenswerten Spielerfolg von 8:0 erzielen.

Die übrigen Riegen werden Ende März bzw. Anfang April, je nach Lage der Witterung, ihre Tätigkeit im Stadion aufnehmen. Es sind hier zunächst die Leichtathletische und gymnastische Riege und außerdem die Tennisriege in Bildung begriffen, die sowohl Herren- als auch Damenabteilungen umfassen. Für diese Riegen sind die Plätze bereits gemietet, so daß recht bald der Spielbetrieb aufgenommen werden kann. Auch bei diesen Sportarten ist in weitestgehendem Maße dafür gesorgt, daß die Mitglieder durch erfahrene Trainer und Sportlehrer eine gründliche Durchbildung ihres Körpers erfahren können.

Wie rego das Interesse für die sportliche Betätigung vorhanden ist, geht aus der Zahl der Meldungen hervor, die für die einzelnen Sportarten abgegeben sind. Insgesamt haben sich für die einzelnen Sportarten

294 Herren und 111 Damen gemeldet, die sich auf die einzelnen Riegen wie folgt verteilen:

|                                        | Herren | Damen |
|----------------------------------------|--------|-------|
| Schwimmen . . . . .                    | 99     | 34    |
| Fußball . . . . .                      | 57     |       |
| Leichtathletik und Gymnastik . . . . . | 94     | 31    |
| Tennis . . . . .                       | 44     | 46    |

Wie weit der Ausbau der einzelnen Riegen und die Aufnahme auch anderer Sportarten gehen werden, wird auch von dem vorhandenen Interesse abhängen, jedenfalls soll nach Möglichkeit allem Rechnung getragen werden.

Während der Sommermonate ist Gelegenheit geboten, an den für den Verkehr freigegebenen Tagen auch das Schwimmbassin des Stadions zu benutzen, was für viele nach den heißen Tagen und der übrigen Sportbetätigung eine angenehme Beigabe sein wird.

## Der Sportmonat.

Rückblick auf die Zeit vom 15. Februar bis 15. März.

„Siege und Rekorde sind nichts wert, wenn sie nicht wirklich nur Stufen sind von dem, was den Sinn aller sportlichen Arbeit, aller Selbstüberwindung, aller Kraftanspannung und alles Siegeswillens darstellt: die Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist — Menschentum!“

15. 2. 1928. Die Wertung der Eiskunstwettbewerbe auf der Winterolympiade 1928 ergibt trotz der himmelhohen Überlegenheit der Nordländer die tröstende Tatsache, daß Deutschland immerhin noch die beste Leistung sämtlicher mitteleuropäischen Nationen vollbrachte.

16. 2. 1928. Die erste und bisher einzige Olympische Medaille — allerdings nur eine Bronzemedaille — sicherte sich Deutschland durch seine Bobmannschaft in St. Moritz. Die Trauben hängen im Jahre 1928 recht hoch, auch für uns Deutsche!

19. 2. 1928. Der bekannte Sportsmann Artur Gaebelein, Halle, der die deutschen Farben mit Erfolg im Auslande so oft vertrat, gehört an diesem Tage 25 Jahre als heute noch aktiver Sportler dem S.V. Halle 98 an.

20. 2. 1928. Mit 38:0 Toren, einem Ergebnis, wie es der Sport noch nie erlebte, geht Kanada aus der Schlussrunde der Olympischen Eishockeyspiele als Sieger hervor. Wir Deutsche rechnen uns stolz ein 1:1 im Kampf gegen die Schweiz an.

22. 2. 1928. Der Amerikaner Frank Lockhart will den Schnelligkeitsrekord für Automobile, den der Engländer Campbell mit 333 Stundenkilometer hält, unterbieten, gerät auf der Bahn in Dayton Beach U. S. A. in voller Fahrt ins Meer, bricht beide Arme und erleidet schwere Rippenquetschungen. Lockhart hatte im Augenblick des Unfalls bereits den Rekord um rund 20 Kilometer gebrochen. Amerika, das Rekordland, trauert; Frank Lockharts Rächer sind bereits bei der Währungsarbeit.

24. 2. 1928. Das II. Batl. des Art.-Rgt. Landsberg gewinnt im Rahmen der Deutschen Eiskunstlaufmeisterschaften den Militärpatrouillenlauf, den seit Jahren die Remptener Jäger gepachtet hatten.

24. 2. 1928. Der Präsident der Vereinigten Staaten empfängt offiziell den Meisterläufer Dr. Pelzer im Weißen Hause in Washington. Die Vorstellung erfolgte durch den deutschen Botschafter, Herrn von Prittwitz und Gaffron.

25. 2. 1928. Der bisher gänzlich unbekannte Amerikaner Jimmy Oninn läuft 60 Yards in 6,2 Sekunden, schlägt dabei bekannte ältere Läufer u. a. den letzten Olympiasieger Jack Scholz. Oninn geht auch zur Olympiade nach Amsterdam! Werden Houben und König solch jungen Läufern gewachsen sein?

26. 2. 1928. Der Flieger Udet, der bekannte deutsche Kampfflieger, startet vom Eissee aus mit einem 20-PS-Daimler-Flugzeug und landet glatt auf dem Zugspitzenplatt. Start und Rückflug verliefen ebenso ruhig und sicher.

27. 2. 1928. Der Wiener Ingenieur Böckl gewinnt in Berlin zum vierten Male die Weltmeisterschaft im Eiskunstlauf.

27. 2. 1928. Der Norweger Bingarengen holt sich ganz überlegen den Titel „Deutscher Eiskunstmeister 1928“. Die ersten nachfolgenden Plätze fielen ebenfalls an die Nordländer; der beste Deutsche, der Thüringer Karl Jenfen, belegte den 10. Platz.

28. 2. 1928. Der amerikanische Stabhochspringer Carr verbessert seinen eigenen Weltrekord von 4,26 m auf 4,29 m. Unsere deutschen Stabhochspringer bemühen sich, bei rund 3,90 m die Latte nicht zu berühren.

29. 2. 1928. Auf Grund eines Beschlusses des Olympischen Komitees werden in Amsterdam auch Sportkämpfe für Taubstumme stattfinden, und zwar: Schwimmen, Leichtathletik, Fußball, Radfahren und Tennis.

1. 3. 1928. Dr. Pelzer wird in Neuport im Hallenwettbewerb in einem Rennen über eine Meile (1609 m) von den Amerikanern Lloyd Hahn und J. Conger überlegen geschlagen.

1. 3. 1928. Der Neger Cator aus Haiti erreicht im Weitsprung 7,70 m, während er bisher öfters 7,56 m und schon einmal 7,70 m inoffiziell übersprang. Dobermann sprang in Deutschland 7,30 m.

2. 3. 1928. Ein Warnungsruf für unsere deutschen Kurzstreckenläufer: Die Amerikaner Bowmann und Borah erzielten über 100 Yards beide die Weltrekordzeit von 9,6 Sekunden!

2. 3. 1928. Der Australier Lay wirft den Speer 66,5 m weit. Bei den Olympischen Spielen in Amsterdam ist daher mit Überraschungen im Speerwerfen zu rechnen.

3. 3. 1928. Das gleiche gilt vom Kugelfechen. Der auch in Deutschland bestbekannte Amerikaner Schwarke stößt die Kugel 15,10 m weit.

5. 3. 1928. Der Amerikaner Lloyd Hahn läuft in der Halle 880 Yards in 1:51,4 Minuten, bleibt damit unter dem Weltrekord, den Dr. Pelzer bei den Englischen Meisterschaften 1927 auf der Aschenbahn aufstellte.

5. 3. 1928. Der Düsseldorfer K. Lefebvre, der als Schüler schon schöne Erfolge erstritt, ging in Neuport, wo er beruflich weilt, über 1000 Yards an den Start und benötigte nur 2:17,6 Minuten.

6. 3. 1928. In Amerika begann ein Etappenlauf über 5500 km (gleich der fünffachen Entfernung Köln—Königsberg!), der von Los Angeles nach Neuport führt. Amerika, das Land der „kindlich-kindischen“ Rekorde, will auf der Olympiade auch den schönsten olympischen Sieg, den Marathonlauf, gewinnen. Als Vorbereitung hierzu dient dieser einzigartige Lauf, an dem rund 300 Läufer teilnehmen.

10. 3. 1928. Helene Mayer, die 17-jährige deutsche Meisterfechterin, siegt in Rotterdam gegen Hollands Meisterin Fräulein de Behr.

12. 3. 1928. Die deutsche Europa-Meisterin Hilde Schrader muß im 200-m-Brustschwimmen von Fräulein Mähe, Hildesheim, eine einwandfreie Niederlage hinnehmen.

13. 3. 1928. Lloyd Hahn erreicht ohne ernsthaften Gegner über 1000 Yards die Weltrekordzeit von 2:12,8 Minuten.

13. 3. 1928. Am diesjährigen Quersfeldeinlauf in Paris nahmen deutscherseits Petri (Hamburg), Schneider (Hirschberg) und Helber (Stuttgart) teil. Der Deutsche Helber wurde zweiundzwanzigster, ließ aber noch die bekannten französischen Läufer Marchal, Guillemot und Nicolas hinter sich. Schneider und Petri lagen zum Schluß ganz aussichtslos zurück.

14. 3. 1928. Zum Deutschen Turnfest in Köln, zu dem bereits über 250 000 aktive Teilnehmer und über 150 Sonderzüge gemeldet sind, melden sich 1200 Deutschamerikaner an.



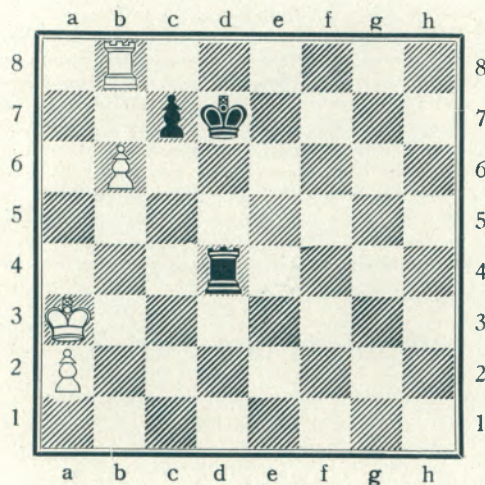
## Schach e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

### Aufgabe Nr. 5.

Endspielstudie.

Von J. Moravec in Liboc.



Weiß: Ka3; Tb8; B(2) a2, b6; [4]

Schwarz: Kd7; Td4; Be7; [3].

Weiß zieht und gewinnt.

Dieses reizvolle Endspiel enthält einen überraschenden Einleitungszug und zwei hübsche Paraden von Schwarz, nicht gerade schwer, aber versteckt.

### Werks-Partie Nr. 1.

Gespielt im Fernturnier der „Wert“-Schachfreunde Winter 1927/28.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß.

Schwarz.

Görres, Hombruch b. Dortmund.

Müsch, Duisburg.

1. d2—d4

d7—d5

2. c2—c4

e7—e6

(Besser als c7—c6)

3. Sb1—c3

Sg8—f6

4. c4×d5

Sf6×d5

Als Fortsetzung wäre hier e2—e3 mit Läuferpostierung angebracht.

5. e2—e4

Sd5×c3

6. b2×c3

Lf8—e7

7. Sg1—f3

o—o

8. Lf1—d3

f7—f5?

Dieser Zug bedeutet eine Schwächung des Punktes e6, die Weiß bei richtiger Ausnutzung einen starken Angriff hätte geben können.

9. e4×f5

e6×f5

10. Dd1—b3+

Kg8—h8

11. Sf3—e5

Dd8—e8

12. o—o

Statt dessen müßte logischerweise Ld3—c4 folgen.

13. Lc1—f4

Le7—d6

14. Tfr—e1 Das beste!

Sb8—c6

15. Ld3—b5

h7—h6

16. Lf4×e5

Ld6×Se5

Stärker wäre hier vielleicht T×e5 mit nachfolgendem Ta—e1.

17. f2—f4

De8—d8

18. Lb5×c6

Ld7×c6

19. c3—c4

Le6—e4?

20. Te1×e4

Dieser durch nichts gerechtfertigte Abtausch zerstört durch Hergabe der Qualität für einen Bauern die guten Endspielaussichten von Weiß.

20. ————

f5×e4

21. Db3×b7

Tf8×f4!

Ein Zug, den Weiß offenbar nicht in Berechnung gezogen hatte. L×f4 geht nicht wegen Dd4+ mit Turmverlust.

22. Db7×c7

Dd8×c7

23. Le5×c7

Tf4—f5 Besser — f7

24. d4—d5

e4—e3

25. Ta1—e1

Ta8—f8

26. g2—g4

Tf5—f2

27. Te1×e3

Tf2—c2

28. d5—d6

Tc2×c4.

Als Remis abgebrochen. Immerhin hätte Weiß bei 28. c4—c5 (!) [T×c5 Ld6 usw.!] auf Grund der starken Freibauern Siegesaussichten; der Abbruch erklärt sich wohl aus der Langwierigkeit des Endspiels in einer Korrespondenzpartie.

Zusammenfassend sei bemerkt, daß die Spielführung beider Parteien Kenntnis der Theorie verrät. Weiß spielte m. E. die zweite Hälfte der Partie schwächer und mußte seine gute Mittelstellung nicht genügend aus. (Heinz Vollmer.)

## Das Problem.

I.

Bevor die innere Struktur und Spezialfälle Gegenstand unserer Betrachtungen sind, ist es nötig, in dieser ersten Skizze Grundsätzliches und Elementares über das Wesen der Schachaufgabe zu sagen. Verschiedene Anfragen anlässlich des Problemlösungsturniers sowie der Gedanke, Anfängern in der Aufgabenkomposition die Hauptregeln zu vermitteln, geben uns Veranlassung zu folgenden Grundsätzen:

1. Jede Schachaufgabe soll aus einer wirklich gespielten Partie abgeleitet werden können, d. h. unmögliche, den Gesetzen der Partie widersprechende Stellungen sind unzulässig. (3. B. kann kein weißer Bauer auf der ersten Linie stehen!) Die Unwahrscheinlichkeit des Kräfteverhältnisses kommt hierbei jedoch nicht in Betracht.

2. Nebenköstlich nennt man eine Aufgabe, zu deren Lösung mehr als ein Einleitungszug möglich ist. Die verschiedenartigen weiteren Züge bilden nur Varianten.

3. Ein Schachgebot im ersten Zuge ist unschön und vermindert den Wert einer Aufgabe.

4. Jedes Problem soll mit einem reinen Matt abschließen. Rein nennt man ein Matt, wenn der König nur durch eine Figur im Schach gehalten wird, während die anderen nur der Fluchtfeldverlegung dienen. Nicht rein wäre z. B. folgendes Matt (Weiß: Kg7; Td1, e1; Se4 Schwarz: Ke8. Weiß: Se4—f6#), weil dann Turm und Springer gleichzeitig Schach böten.

Im nächsten Bericht werden wir auf Duale und Triale zu sprechen kommen.

## Lösungen.

Aufgabe Nr. 3 (Märzheft): Endspielstudie.

1. Kg8, Dg6+. 2. Kh8, D×f7 patt.  
(Wenn 1. Ke8, De6+; 2. Kf8, Kf5; 3. Kg7, Df6+; 4. Kg8; Kg6 5. f8 D, De6+; 6. Kh8, Dh3+ und Schwarz gewinnt.)

Aufgabe Nr. 4.

(4 #.)

Weiß.

Schwarz.

1. Sg2—e1

Kc1

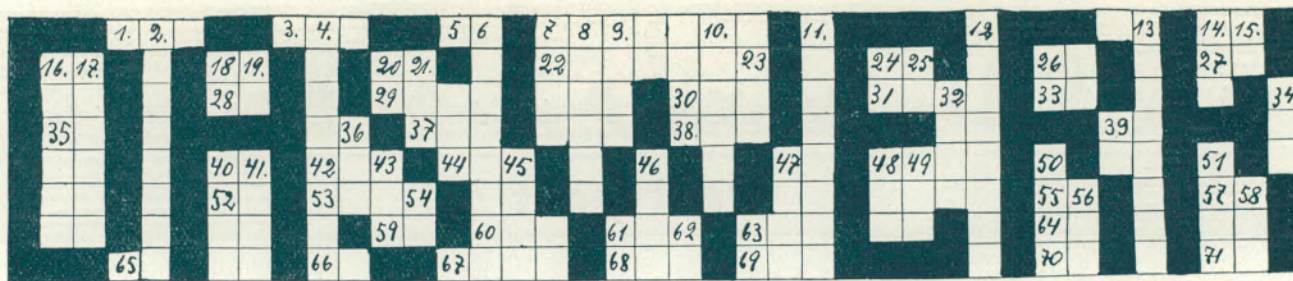
2. Td3

Kb1

3. Ta3

Kc1

4. Ta1#.



## Kreuzworträtsel „Das Werk“.

Von Hans Strunz, Gelsenkirchen.

Wagerecht: 1. Stammutter; 3. Figur aus der Nibelungen Sage; 5. Auerochs; 7. Gebäude; 14. Fragewort; 16. persönliches Fürwort; 18. Gaultier; 20. Ausruf; 22. Wettkämpfer; 24. Spielkarte; 26. wie 18. wagerecht; 27. Gegenteil von: auf; 28. ägyptischer Sonnengott; 29. Teil des Weinstocks; 30. Widerhall; 31. Papiermaß; 33. Schmerzensruf; 35. persönliches Fürwort; 37. Filmgesellschaft; 38. Adler; 42. nordische Gottheit; 44. Teil eines Bühnenstückes; 47. Fluß in Italien; 48. Teilzahl; 52. wie 5. wagerecht; 53. vertonte Dichtung; 55. persönliches Fürwort; 57. Gesellschaftsunternehmen; 59. Name vieler kleiner Flüsse; 60. Nebenfluß der Donau; 61. Laufvogel; 63. Rosenname für Isidor; 64. Abkürzung für: das heißt; 65. wie 57. wagerecht; 66. persönliches Fürwort; 67. Frühling; 68. Wappentier; 69. weiblicher biblischer Name; 70. Flächenmaß; 71. wie 16. wagerecht.

Senkrecht: 2., 4., 6., 8. und 10. Bedeutendes industrielles Unternehmen (st und ch = ein Buchstabe); 7. Fische; 9. Möbelstück; 11. Zechen der V. St. A.-G. Gruppe Dortmund; 12. Zechen der V. St. A.-G. Gruppe Hamborn; 13. Sitz einer Gruppenverwaltung der V. St. A.-G.; 14. Seefisch; 15. Fluß in Rußland; 16. Kanalschwimmerin; 17. Gartenblume; 18. wie 70. wagerecht; 19. Tierart; 20. wie 5. wagerecht; 21. Viehfutter; 22. Bier; 23. Eingang; 24. Flächenmaß; 26 wie 59. wagerecht; 32. Schwimmvogel; 34. atmosphärischer Niederschlag; 36. rumänische Mürze; 39. persönliches Fürwort; 40. Nachtvogel; 41. Planet; 43. wie 69. wagerecht; 45. General; 46. Zechen der V. St. A.-G. Gruppe Gelsenkirchen; 47. Haltung; 48. Getränk; 49. Gestalt aus Peer Gynt; 50. nordische Sagensammlung; 51. Teil des Gesichtes; 54. Hinweis; 56. Zeitmesser; 58. germanischer Speer; 62. wie 5. wagerecht.

## Doppelsinn.

Er läßt die Farben fröhlich flattern,  
Sie unterbricht der Gänse Schnattern.

## Rösselsprung.

| zeit | haupt   | te     | rem   | uns  | schweigst |
|------|---------|--------|-------|------|-----------|
| sich | ih-     | starrt | sie   | heu- | ant-      |
| gen- | die     | zum    | ließ  | erst | mit       |
| mor- | ent-    | in     | das   | mor- | le-       |
| du   | schlan- | was    | neigt | rät- | wenn      |
| hül- | gen     | spring | sel   | sen  | gen       |
| fas  | kannst  | len    | ist   | sie  | sel-      |
| sich | ist     | gen    | me-   | rät- | was       |
| an   | du-     | die    | dann  | au-  | ist's     |

## Kulturbarometer.

- 1a) Welcher Filmschauspieler ist durch seine Brille berühmt?
- 1b) Wo liegt Schiller begraben?
- 2a) Wie heißt der amerikanische Automobilkönig?
- 2b) Von wem stammt das erste Buch über Deutschland?
- 3a) Wie nennt man ein modernes Tanzorchester?
- 3b) Wer hat zuerst die Behauptung von der Kugelgestalt der Erde aufgestellt?
- 4a) Wer ist der Begründer des Faschismus?
- 4b) Woher stammt das Wort „Faschismus“, und was bedeutet es?
- 5a) Was bedeutet der Ausdruck „Disqualifikation“ im Sportleben?
- 5b) Kann der Reichspräsident auf verfassungsmäßigem Wege vor Ablauf seiner Amtszeit abgesetzt werden?

## Lösungen aus Heft 3.

### Silbenrätsel.

- |               |                 |               |
|---------------|-----------------|---------------|
| 1. Dattel     | 11. Girlande    | 21. Obdach    |
| 2. Eremit     | 12. Erker       | 22. Nizza     |
| 3. Sokrates   | 13. Westfalen   | 23. Deneb     |
| 4. Gummi      | 14. Arrestant   | 24. Soziales  |
| 5. Lat        | 15. Lindau      | 25. Gärtnerei |
| 6. Ulrich     | 16. Transparent | 26. Elfenbein |
| 7. Europa     | 17. Westerwald  | 27. Scharlach |
| 8. Chartreuse | 18. Ingenieur   | 28. Zingtau   |
| 9. Kastellan  | 19. Gau         | 29. Attentat  |
| 10. Siegfried | 20. Memorandum  |               |

Des Glücks Gewalt wie Monds Gestalt  
sich ändern tut; drum hab's in Hut.

## Magisches Quadrat.

|   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|--|--|--|---|---|---|---|---|---|
| p | l | a | n |   |   |   | r | u | f |  |  |  | o | a | s | e |   |   |
| l | o | m | e |   |   |   | u | w | e |  |  |  | a | b | e | l |   |   |
| a | m | o | r |   |   |   | f | e | e |  |  |  | s | e | i | l |   |   |
| n | e | r | o |   |   |   |   |   |   |  |  |  | e | l | l | a |   |   |
|   |   |   |   | k | l | a | g | e |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|   |   |   |   | l | i | t | e | r |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|   |   |   |   | a | t | h | e | n |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|   |   |   |   | g | e | e | s | t |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|   |   |   |   | e | r | n | t | e |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
| t | a | u |   |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   | u | h | u |   |   |
| a | b | t |   |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   | h | e | l |   |   |
| u | t | e |   |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   | u | l | m |   |   |
| s | a | g | e |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   |   | e | r | l | e |
| a | r | e | s |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   |   | r | o | o | n |
| g | e | r | a |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   |   | l | o | r | d |
| e | s | a | u |   |   |   |   |   |   |  |  |  |   |   | e | n | d | e |
|   |   |   |   | s | e | m |   |   |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|   |   |   |   | e | h | e |   |   |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |
|   |   |   |   | m | e | t |   |   |   |  |  |  |   |   |   |   |   |   |

## März-Kulturbarometer.

1b) Wieviel Abgeordnete zählt der Deutsche Reichstag, und wonach bestimmt sich die Zahl seiner Mitglieder?

Der am 31. März 1928 aufgelöste Deutsche Reichstag zählte 493 Mitglieder.

Die Wahl zum Reichstag erfolgt nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, d. h. die Zahl der Mitglieder steht nicht von vornherein fest, sondern richtet sich nach der Zahl der abgegebenen Stimmen. Jede Partei stellt eine Liste mit mehreren Kandidaten auf. Die Stimmen werden innerhalb der einzelnen Wahlkreise für diese Listen abgegeben. Alle in einem Wahlkreis für eine Liste abgegebenen Stimmen werden zusammengezählt, auf je 60 000 Stimmen entfällt ein Reichstagswahlkreis. Die Reststimmen der einzelnen Wahlkreise kommen entweder im Wahlkreisverband auf eine Kreisverbandsliste zur Verrechnung oder werden für das ganze Reichsgebiet einer Reichsliste zugewiesen. In beiden Fällen erhalten je 60 000 Stimmen wieder einen Abgeordneten. Der Stimmrest bleibt, wenn er kleiner als 30 000 ist, unberücksichtigt, bei mehr als 30 000 Stimmen wird dem Reichswahlvorschlag noch ein Sitz zugeteilt.

2b) Wie groß ist der Verlust an deutschem Reichsgebiet (ohne Kolonien) durch den verlorenen Krieg?

Der Flächeninhalt des Deutschen Reiches betrug bis 1918 540 837 qkm (ohne Haffe, Bodden und Anteil am Bodensee), nach den Abtretungen auf Grund des Versailler Vertrages nur noch 471 830 qkm. Der Gesamtverlust von rund 69 000 qkm entspricht fast dem Umfang des Freistaates Bayern (75 850 qkm) bzw. dem Gesamtumfang der Freistaaten Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Mecklenburg-Schwerin (insgesamt 70 386 qkm)!

3b) Wievielmals größer ist Deutschland als Afghanistan, und wo liegt dieses Land? (Skizzierung des betreffenden Erdteils aus dem Gedächtnis unter Einzeichnung der Grenzen Afghanistans.)

Vergleiche den Aufsatz „Ins verschlossene Land“ auf S. 18 bis 21 dieses Hefes.

4b) Welches ist die Bedeutung des Philosophen Johann Gottlieb Fichte?

Die Bedeutung des Philosophen Johann Gottlieb Fichte, geboren am 19. Mai 1762 als Sohn eines Webers, gestorben am 29. Januar 1814 als ordentlicher Professor der Philosophie an der Berliner Universität, liegt weniger in seinem auf der Lehre von Kant aufbauenden System des ethischen Idealismus, (nach dem Gott die sittliche Weltordnung ist, die sich im sittlichen Handeln des Menschen offenbart), als vielmehr in seiner unerschrockenen offenen Stellungnahme zu den politischen Problemen der damaligen Zeit (Napoleon, Deutschlands Niedergang zu Anfang des 19. Jahrhunderts). Am bekanntesten sind seine „Reden an die deutsche Nation“, die er 1811 von seinem Lehrstuhl an der Berliner Universität aus hielt.

5b) In welchem Jahrhundert entstand die buddhistische Religion, und welches ist ihre Hauptlehre?

Der Buddhismus wurde im 6. Jahrhundert vor Chr. durch Buddha („Der Erwachte“, „Der Erleuchtete“) gestiftet. Endziel seiner Lehre war die Befreiung von der Seelenwanderung, der Eingang ins Nirwana, worunter Buddha selbst die Vernichtung aller Eristenz verstand. Schon im 3. Jahrhundert wurde der Buddhismus in Indien Staatsreligion.

## Die Botanikertrommel

enthaltend die buntesten im verregneten Monat eingefangenen Spaltwörter

In der Thomas-Gasse in Leipzig ist eine alte Dame während des Gottesdienstes sehr unruhig. Sie sucht an sich, neben sich, hinter sich, ohne offenbar das Gewünschte zu finden.

Der durch ihr Gebaren aufmerksam gewordene Küster schleicht sich näher und beobachtet sie mißtrauisch hinter einem nahen Pfeiler hervor.

Beim Beginn der Predigt steigert sich ihre Unruhe, sie hält die Hand ans Ohr und sucht mit der andern weiter in den Taschen ihres Mantels. Plötzlich verklären sich ihre Züge, als sie endlich ein blankes Hörrohr ehrwürdiger Konstruktion zutage fördert. Doch da zischt ihr der Hüter der kirchlichen Ordnung schon ins Ohr:

„Sie! Das gannsch-ihnsachn! Genial duin — undenn stichstehaus!“ („Jugend.“)

Jüngst traf ich einen Wirt vom Land und fragte ihn nach dem Geschäftsgang. „O, mei,“ sagt er, „schlecht geht's! Sie glauben nicht, wie verwahrlost unsere heutige Jugend ist. Waren da am Sonntag zwanzig Mann von einem Münchner Sportklub da, aber net oaner hat a Halbe Bier trinken, alle ha'm s' Limonaden gsoffen.“ („Eimplizissimus.“)

Sehnsucht. „Siehst du, Rosa,“ sagt leise in der Eisenbahn ein Herr, der Hand in Hand mit einer jungen Dame dasitzt, „wenn ich auf meiner Geschäftstour so an dich denke und keine Möglichkeit sehe, vor drei Wochen wieder bei dir zu sein — das ist Sehnsucht!“

„Erlauben S,“ sagt da sein Gegenüber, ein Harklöser oder ein Schlierseer Holz knecht oder so etwas, „erlauben S, da kennen S' sei dō richtige nōt! Aber wenn Sahnä bei dera Sahnä scho am Mittwoch's Bier ausgeht, indem daß S' am Sonntag z' wenig mit naufg'nommen ham auf d' Hütten, und weil S' doch erst am Sonntag wieder abkömman, und wenn S' auf dō Weis' dō halbert Woch Sahnern Kas nur bloß zum Wasser fressen müassn, sehgn S' — dōs sell is Sehnsucht!“ („Meggendorfer Blätter.“)

Auch eine Erklärung. Distriktskommissar: „Worauf führen Sie Ihr hohes Lebensalter zurück?“

Der älteste Stadtbewohner: „Ja — in den ersten siebzig Jahren meines Lebens gab es noch keine Autos, und während der letzten dreißig konnte ich mein Haus nicht mehr verlassen.“ („Daily News.“)



Bavaria-Verlag, München.

Radierung von Erich Gruner.

„Leise flehen meine Lieder...“

und während der letzten dreißig konnte ich mein Haus nicht mehr verlassen.“



**Ins verschlossene Land.** Von W. D. von Hentig. Mit 2 Karten. Preis geb. 4,50 RM. Verlag: „Der Weiße Ritter“. (Vgl. den Aufsatz „Ins verschlossene Land“, S. 18 bis 21.)

**Unter der Glutsonne Trans.** Von Oskar Niedermayer. Mit Abbildungen und Karten. Preis 10 RM. Einhorn-Verlag.

**Der neue Haushalt.** Ein Wegweiser zu wirtschaftlicher Hausführung von Dr. Erna Meyer. 20. bis 24. Tausend. 203 Bilder, 12 Tafeln. Preis gebestet 4 RM., Ganzleinen 6,50 RM. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

**Hausfrauen-Taschenkalender.** Von Dr. Erna Meyer. Preis in Leinen geb. 2 RM. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

**Haus und Hausrat,** ihre Entstehung, Bewertung und Erhaltung. Von Hilde Zimmermann. 83 S., viele Bilder. Preis geb. 2,40 RM., kart. 3,20 RM., Ganzleinen 4 RM. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. **So will ich sparen.** Von Frau S. Pfannes. 114 S. Preis 2,50 RM. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. **Auch allein — wohne fein!** Von Elisabeth Neff. 114 S., illustr. Preis 1,80 RM. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. **Schnellküche der Junggesellin.** Von Elisabeth Neff. 7. bis 12., erweiterte Auflage. 70 S. Preis hübsch kart. 1,20 RM. 80 Rezepte. **Das Beste vom Guten.** Keines braucht mehr als 20 Minuten. Aus dem Inhalt: Allgemeine Winke / Rezepte / Wie bewirtet die Junggesellin ihren Nachmittags-gast? / Speisenfolgen / Mengen für die Küche / Alphabetisches Verzeichnis. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

## Prämien für erfolgreiche Werbung.

Die im Januarheft ausgesetzten Sonderdrucke von Kunstbeilagen sind infolge der unerwartet starken Nachfrage zur Zeit vollständig vergriffen. Wir haben, um den noch täglich eingehenden Nachfragen nach Werbeprämien zu entsprechen, uns entschlossen, von dem am meisten nachgefragten Sonderdruck „Die Lokomotive“ eine Neuauflage anfertigen zu lassen. Die übrigen Sonderdrucke können nicht mehr geliefert werden.

Jeder „Wert“-Leser, der einen neuen Jahresbezieher wirbt, hat nach seiner Wahl Anspruch auf das vorgenannte Kunstblatt oder ein Exemplar der Broschüre „Weiten, Zeiten und Geschwindigkeiten“, die wir im Büchermarkt des Maiheftes 1927 einer ausführlichen Besprechung gewürdigt haben.

### Restbestände.

Von den im Märzheft angekündigten Restbeständen älterer, ungebundener Jahrgänge sind noch vorrätig:

|                                                                                                              |       |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Jahrgang III (vollständig) 482 Seiten, 12 Kunstdruckbeilagen . . . . .                                       | 2 RM. |
| „ IV (unvollständig, Heft 10 vergriffen), rund 700 Seiten, 18 Beilagen (nur noch wenige Exemplare) . . . . . | 2 RM. |
| „ V (unvollständig, Heft 1, 4, 11 vergriffen), rund 500 Seiten, 18 Beilagen . . . . .                        | 2 RM. |

Zu den vorgenannten Preisen treten, soweit erforderlich, die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

## Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang VIII, Heft 4, April 1928.

|                                                                                              | Seite |                                                                             | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------|-------|-----------------------------------------------------------------------------|-------|
| Rückblick und Ausblick. Aus dem Geschäftsbericht der Vereinigten Stahlwerke (Zll.) . . . . . | 1—4   | Elfa Brandström. Von Dr. H. Janßen. (Zll.) . . . . .                        | 33—35 |
| Betriebswirtschaftslehre und Praxis. Von Dr. F. Kunkel . . . . .                             | 5     | Bücher für Hausfrauen und Junggesellinnen. Von M. Dieselhorst . . . . .     | 36—37 |
| Familienforschung. Von P. Bänge . . . . .                                                    | 6—7   | Nimm dir Zeit! Von F. R. . . . .                                            | 37    |
| Zum hundertsten Geburtstag der organischen Chemie. Von R. Seiden . . . . .                   | 8     | Fortschritte der Technik (Zll.) . . . . .                                   | 38—39 |
| Der Brand der Cheops-Pyramide. Roman von Hans Dominik. (3. Forts.) . . . . .                 | 9—14  | Technische Gedenktage . . . . .                                             | 39    |
| Biblische Stätten. Von Helene Wulff. (Zll.) . . . . .                                        | 15—17 | Photographische Schattenrißbilder. Von R. van Rietschoten. (Zll.) . . . . . | 40—41 |
| Ins verschlossene Land. Von Dr. D. v. Hentig . . . . .                                       | 18—21 | Fortschritte der Chemie . . . . .                                           | 41    |
| Bevölkerungsbewegung der Erde. Von Dr. W. . . . .                                            | 22    | Der Radsport. Von A. S. (Zll.) . . . . .                                    | 42    |
| Die Insel der Rätsel. Von B. Haldy . . . . .                                                 | 23    | Sportverein Vereinigte Stahlwerke, Düsseldorf . . . . .                     | 43    |
| Wie der Rhein „entdeckt“ wurde. Von Dr. H. Witt . . . . .                                    | 24    | Sportmonat . . . . .                                                        | 44    |
| Finständereifahrt im Kaltboot. Von Wilhelm Gilges. (Zll.) . . . . .                          | 25—29 | Schach und Rätsel . . . . .                                                 | 45—46 |
| Johann Strauß. Von Josef Winkler . . . . .                                                   | 30    | Büchermarkt . . . . .                                                       | 47    |
| Schweden. Von Ilse E. Tromm. (Zll.) . . . . .                                                | 31—33 | Kunstbeilage:<br>„Deutscher Frühling“, Lichtbild von A. Rupp.               |       |

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer-Ortsverkehr 13 000, Fernverkehr 23 000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.